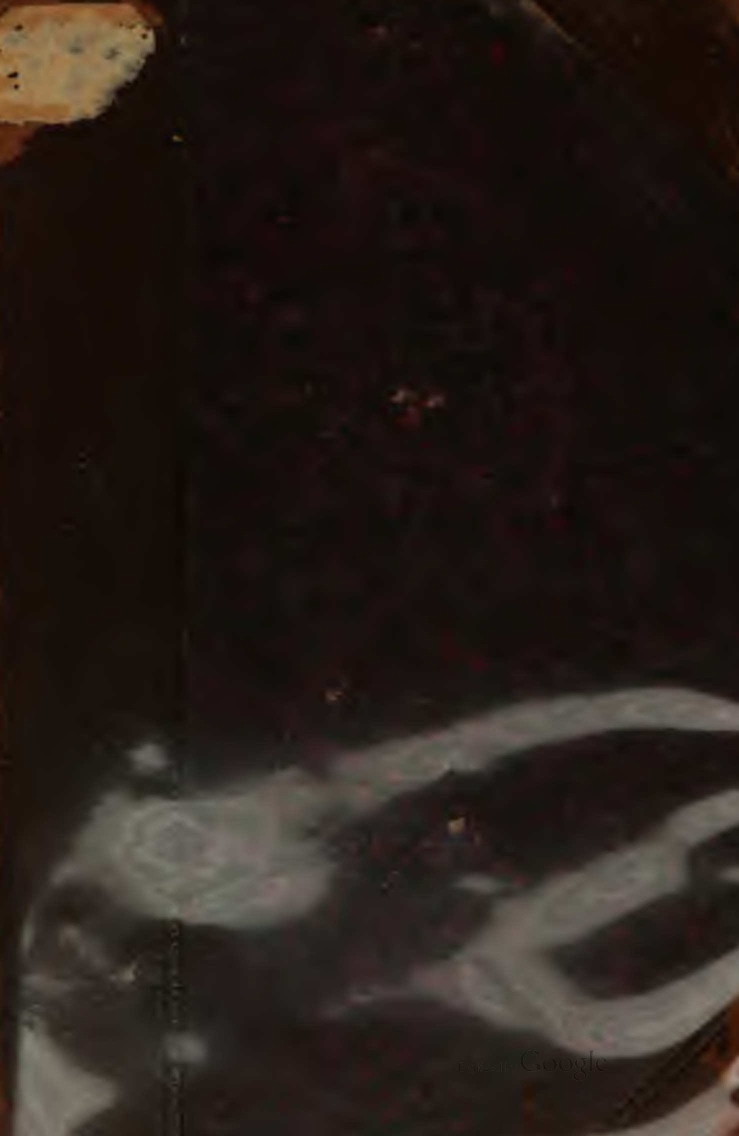





VE RI
TAS





Memoiren

von

Friedrich Laun.

Zweiter Theil.



Bunzlau, 1837.
Appun's Buchhandlung.

1.

Rückkehr nach Dresden. — Bekanntwerden im Körnerschen Hause — Hausmarschall v. Racknitz. — Das Ernstsche Haus. — Tieck's gesellschaftliche Scherze. — August Apel. — Mein Verhältniß mit ihm. — Friedrich Rochlitz. — Doktor. Heinroth. — Domprobst Stieglitz. — Das Ludwigsche Haus. — Bertuch. — von Froriep. — Luise Brachmann. — Zacharias Werner. — Buchhändler Bernhardi und dessen Gattin. — Wilhelm Richter. — Mahlmanns Gattin. — Elbfahrt nach Blasewitz. — Gleiches Schicksal bei großer Verschiedenheit der Personen.

Der Wiederverein mit meinen lange entbehrten Freunden in Dresden, die zahllosen Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit und des Jünglingsalters gingen mir so warm und behaglich an's Herz, daß mir der starre Winter selbst zu einem heitern Vorfrühlinge werden mußte. Und doch strich nicht selten mitten in diesem Behagen ein wahrhafter Todesschmerz durch meine Seele mit dem Gedanken, der Mutter beraubt zu sein, deren treue, innige Liebe wie ein sorgsamer Schutzgeist mich zu umschirmen gesucht hatte. Nur die

Vorstellung ihrer geistigen Fortdauer konnte mich waffnen gegen diesen Schmerz, eine Vorstellung, welche bei allen mein Herz auf ähnliche Weise betreffenden Unfällen und Verlusten, mir allein Tröstung zuzuführen vermag.

Mein Bekanntwerden im Körnerschen Hause rechne ich zu den besonders erfreulichen Ereignissen. Immer höher hatte sich dieses Haus durch das unverkennbare Wohlwollen, den tiefen Verstand und die treuherzige Weise seines äußerst würdigen Vorstehers durch die unbeschreibliche Grazie, Güte und Feinheit seiner zartfühlenden Gemahlin und den belebenden, aber, wo es sein mußte, auch ziemlich scharf zurechtweisenden Witz ihrer Schwester, deren ehrenvoller Ruf als Pastellmalerin im Steigen war, in der allgemeinen Ansicht erhoben. Die Kasten und Stände flossen darin unter dieser Leitung freundlich in einander, vorherrschend war nichts, als Sitte und Anstand. Das Körnersche Haus diente allmählich zum Typus auch solchen, deren Häupter dem Geburtsadel angehörten. Nur eins dieser Art sei hierbei genannt, das, des damaligen Hausmarschalls von Racknitz, dessen höchstliebenswürdiger, mit dem feinsten Takt begabter, Gemahlin das Auge zu sein schien, unter dem Alles darin nach der gefälligsten Ordnung sich bewegte. Der Hausmarschall war ein Mann von vieler wissenschaft-

lichen Bildung, der ausgezeichneten Künstlern und Gelehrten seine besondere Aufmerksamkeit widmete sich auch durch mehre gelungene Werke der Kunst und Literatur einen Namen erworben hat. Unter anderm, ist seiner durch kolorirte Blätter versinnlichten Abhandlung, über den Geschmack der verschiedenen Völker in der Zimmerverzierung, das Verdienst gewiß nicht abzusprechen, wenn auch der Witz davon zu der bekannten Xenie Gelegenheit nahm:

Vormals gab es nur Einen Geschmack, jetzt giebt es Geschmäcke,
Doch wo sitzet nun wohl dieser Geschmäcke Geschmack?

— Unter den vielen bürgerlichen Familien, welche der Geselligkeit und anständigen Freude in Dresden eine recht willkommene Zuflucht darboten, stand das Ernstsche Haus mit oben an. Sein Haupt, der an Wissen und Kunst eifrigst theilnehmende Hofsekretär Ernst ließ sich die Erheiterung seiner Gäste sehr angelegen sein. Seine geistreiche Gemahlin, die Schwester der Gebrüder Schlegel, auch als Hauswirthin musterhaft, wußte ihn hierin auf das kräftigste zu unterstützen. Diesem Hause verdanke ich manchen köstlichen Abend. Es hatte den großen Vorzug, daß man dort mit den Gebrüdern Schlegel, wenn sie grade in Dresden waren, so wie mit Tieck und mehren ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern zu-

sammentraf. Zu den letztern gehörten besonders auch der mit größtem Rechte berühmte Porträtmaler Anton Graff, dessen Sohn der vorzügliche Landschafter, und der Landschaftmaler Kaaz, so wie die Professoren bei der Kunstakademie Hartmann und Matthäi und der hochbejahrte Kupferstecher Professor Zingg, dessen lakonische Derbheiten nicht selten die ganze Abendtafel unwillkürlich zum Lachen aufreizten. Obschon seine Einfälle keineswegs in das feine Velin des gesellschaftlichen Herkommens, sondern in das rauheste Packpapier gewickelt zu sein pflegten, ließ man sich solche doch gefallen nicht nur sondern man reizte ihn sogar häufig zu ihrer Mittheilung auf. Eines Theils gereichte ihm sein schneeweißes Greisenhaar, andern Theils eine langjährige Gewohnheit, verbunden mit der komischen Plumpheit des gemeinen schweizerischen Dialects zur Entschuldigung.

Mit größtem Vergnügen erinnere ich mich noch jetzt an manchen in diesem Kreise bisweilen vorkommenden Scherz und besonders an die hinreißende Laune des jugendlichen Tieck. Grade wie er noch immer, als Vorleser dramatischer Erzeugnisse, die Charaktere im schärfsten Umrisse von einander zu sondern und hervorzuheben weiß, so verstand er damals auch die ganze Natur und komische Eigenthümlichkeit wirklicher Personen durch geistvolle Nachahmung wiederzugeben. Man konnte kaum etwas Ergötzlicheres sehen, als

seine Gestaltung vieler zum Theil einander völlig entgegengesetzter Charaktere, der Miene, dem Gange der Rede, der Stimme und der ganzen Art und Weise nach. Höchst drollig war vorzüglich auch seine Darstellung einer äußerst jovial extemporirten Parodie der Ariadne auf Naxos. Er selbst erschien als die Heldin in der Kleidung einer Dirne gemeinen Schlages. Der Felsen, auf dem sie kauernd ihre bittern Klagen ausstößt und von dem sie in der Verzweiflung, daß der Liebste sie dort sitzen lassen, herabspringt, wurde durch einen gewöhnlichen Stuhl repräsentirt. Die Vorsteher des Ernstschen Hauses schlummern schon längst unter der Erde. Ihr einziges Kind aber, eine Frau von Buttlar hat sich der Malerei mit entschiedenem Erfolge gewidmet. Sie ist die Schülerin des vorerwähnten, verdienstvollen Historienmalers Professors Matthäi. Ihre Leistungen, besonders im Porträt, zeugen von tiefen Studium dieses Faches und einem besondern Talente für dasselbe. Sie erheben sich weit über die mechanische Fertigkeit, worin das hauptsächlichste Verdienst der gewöhnlich für gut geachteten Porträtmaler zu bestehen pflegt.

Die Leipziger Ostermesse, nach der ich einen Ausflug machte, gewährte mir im Ganzen blos einen matten Wiederschein der ein Jahr früher dort verlebten. Nicht nur als ihr erfreulichstes Ereigniß, sondern als

eins der erfreulichsten Ereignisse meines Lebens überhaupt, betrachte ich indessen mein in ihr erfolgtes Bekanntwerden mit August Apel. Schon während der Zeit meiner akademischen Studien, traf ich im Bryganġschen Museum häufig mit einem Theilnehmer an demselben zusammen, der mein Interesse durch eine Engbrüstigkeit erregte, welche ihn fortdauernd von Zeit zu Zeit zu einem sehr lauten Aufathmen bewog. Die Blässe seines Gesichts schien das Dasein eines sehr krankhaften Zustandes zu bescheinigen. Aus meiner Beschreibung schloß mein Freund Göde sogleich, daß dies der Doktor Apel der jüngere sein müsse. Er kannte ihn und rühmte mir seine vielfachen gründlichen Kenntnisse, bei den bedeutendsten geistigen Fähigkeiten. Göde pflegte ein Lob dieser Art niemals ohne hinreichenden Grund zu spenden und so begegnete ich seitdem dem Manne nie wieder, ohne ein inniges Bedauern zu empfinden, daß ein solcher, der auch zugleich mit irdischem Gute überflüssig gesegnet war und von dessen Wirken sich so viel Heilsames erwarten ließ, vermuthlich nur allzubald das Opfer seiner Kränklichkeit werden würde. Seitdem waren jedoch Jahre vergangen und Apel's Uebel hatte sich nicht nur nicht verschlimmert, sondern sein Gesicht sogar eine gesündere Farbe gewonnen, so daß die Besorgnisse eines nahen Untergangs sich mindern mußten. Beim ersten,

ziemlich langen Gespräche, zu dem es zwischen mir und ihm kam, erledigten sie sich beinahe ganz. Die tiefen Athemzüge, wozu sein Körperbau ihn nöthigte, waren offenbar weit ängstlicher für die Zuhörer, als für ihn selbst. Ihm schienen sie so wenig Mühe zu kosten, als jedem Andern das gewöhnliche Athemholen. In der Folge bestätigte sich mir das auch, auf meine Frage danach, aus Apels Munde.

Wer Apel'n Gelegenheit hatte, näher kennen zu lernen, wird mir zugestehen, daß er von der Natur mit einer höchst seltenen Schärfe und Schnelligkeit des Geistes begabt worden. In großer, bunter Gesellschaft pflegte er jedoch so stumm, verschlossen und einsilbig zu sein, daß vielleicht seine ungemeine Feinheit des Benehmens dazu gehörte, ihn gegen den Verdacht eines Mangels an Geist und Kenntnissen und Empfänglichkeit jeder Art in Schutz zu nehmen. Ueberhaupt war er wenig zugänglich für neue Bekanntschaften. Fand er dagegen bei einem Gastmahle oder irgend einem Vereine einen alten, mit ihm in geistiger Berührung stehenden Bekannten, so war es sehr oft der Fall, daß er sich diesem, während der ganzen Dauer des Zusammenseins, dergestalt hingab, um darüber zuweilen wohl gar gegen die von ihm sonst immer mit Sorgfalt beobachteten allgemeinen Gebräuche des geselligen Lebens ein wenig anzustoßen. Dasselbe trat ein, sobald er in

einem ihm zuvor ganz Unbekanntgewesenen eine Uebereinstimmung der Ansichten, oder der Gesinnung, oder gleiche Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft überhaupt, wahrzunehmen glaubte. Und dann konnte ihn weder Verschiedenheit des Alters noch der Umstände und Lebensgewohnheiten von dem nähern Anschließen an einen solchen Mann zurückhalten. So stand z. B. der hochbejahrte gelehrte Akustiker Chladni, gewiß, seiner ganzen Weise nach, in vollkommenen Widerspruche mit Apels Individualität, aber wenn der wackere Greis nach Leipzig kam und sich dort aufhielt, fand er allezeit Wohnung und jede Bequemlichkeit im Hause Apels. Des letztern ganz besondere Anhänglichkeit an Chladni stammte übrigens wohl hauptsächlich noch von Wittenberg her, wo Apel während seiner Studirzeit ein Jahr zubrachte und das wohlwollende Gemüth des Alten und dessen empfänglichen Sinn für alles Schöne würdigen gelernt hatte. So wenig Chladni seine Mittheilungen in's Kurze zu ziehen wußte und so lange daher auch sein Anspruch auf Aufmerksamkeit, fast jederzeit für das einzige Thema dauerte, welches er in seinem damaligen Alter nur allzugern und weitläufig überall abhandelte, so blieb doch Apel immer mit sichtbarer Anstrengung sein Zuhörer, mochte er darüber auch noch so tief in den trüben Pfuhl der Langenweile gerathen. Der ehrenvolle Ernst,

mit welchem der Greis, die ihm so viel verdankende Wissenschaft der Akustik verfolgte, gewährte ihm natürlich nicht immer Entschädigung für den Verlust seiner Zeit, aber er ermahnte ihn zu einer besondern Schonung. Letztere bewies Apel überhaupt bei mancher ähnlichen Gelegenheit. So lieh er sein Ohr, nicht selten mit größter Langmuth, den zuweilen sogar durch unangenehmen Vortrag erschwerten Vorlesungen recht schwacher schriftstellerischer Produkte. Ueberhaupt hatte er in der Regel für die Werke Anderer eine Schonung, welche ihm gegen weit vorzüglichere, von ihm herrührende, gänzlich abging. Mir selbst hat er in seinem Urtheile über manche ihm mitgetheilte Handschrift offenbar nur allzuviel Milde bewiesen. In der Folge, wo mich, durch die Protektion des bereits früher erwähnten, hochherzigen Grafen von Langenau, der inzwischen Director der Commerz-Deputation geworden, die Wiederanstellung als expedirender Sekretär bei derselben allezeit in der Oster- und Michael-Messe nach Leipzig führte, gehörte immer während dieser Zeit der Umgang mit Apel zu meinen freudigsten Hoffnungen und Aussichten. In seinem Hause wurde ich unter andern mit dem Hofrath Friedrich Rochlitz und mit dem philosophischen Arzte Professor Dr. Heinroth näher bekannt und es kam nicht selten bei unsern dortigen Zusammenkünften zu Vorlesungen

eigener Produktionen. Apel war fast in allen Zweigen der Wissenschaft denen er sein Studium widmete. gleich ausgezeichnet. Als Mitglied des Raths zu Leipzig bewährte sich seine tiefe Kenntniß der Jurisprudenz und sein Scharfsinn bei Beurtheilung und Lösung der schwierigsten Aufgaben. Er war eins der seltenen Universaltalente, bei denen es nur des Willens bedarf, sich in irgend ein Fach des Wissens und der Kunst zu werfen, um auch des vollständigen Erfolges darin sicher zu sein. Vermöge einer ungemeinen Gelehrsamkeit, einer besondern Klarheit und Nettigkeit des Geistes und des bewundernswürdigsten Gedächtnisses, gestaltete sich Alles, was er niederzuschreiben dachte, mochte es eine rechtswissenschaftliche oder philosophische Abhandlung, ein lyrisches oder episches Erzeugniß, eine Novelle, oder ein Drama sein, schon in seinem Kopfe so verhältnißmäßig, vollendet und tadellos, daß die Feder ununterbrochen mit größter Leichtigkeit den Faden des Ganzen in den zierlichsten Buchstaben auf das Papier niederlegte. Ein abgeändertes oder ausgestrichenes Wort war als die größte Seltenheit zu betrachten.

Aus dem Alterthum sprach ihn vornämlich der hohe Sternenglanz der griechischen Tragiker an. Mehre sinnvolle Nachbildungen ihrer Tragödien in seinem Polyidos, seinen Aetoliern und der Kalirrhoë,

zeugen von dem tiefen Studium, welches er ihnen widmete. Unter den neuern Dichtern stand der große Schiller ihm oben an, wie er denn überhaupt, gleich diesem Dichter in dessen Meisterperiode, dem Erhabenen beinahe ausschließend angehörte. Sein Schauspiel: Kunz von Kauffung ist schwerlich die ausgezeichnetste seiner dramatischen Dichtungen. Apels Pult hat aber ohnstreitig noch einen ziemlichen Vorrath von Dramen, theils ganz, theils halb vollendet, enthalten. Besonders erinnere ich mich eines aus der böhmischen Geschichte, in dem der Kampf des Heidenthums mit dem Christianismus unter zwei großen Frauengestalten, Libussa und Drahomira, geschildert war, eines Werkes, das überaus glänzende Situationen darbot. Als Ganzes jedoch gnügte es ihm nicht. Er beabsichtigte eine völlige Umarbeitung desselben, ist aber vielleicht entweder durch seinen unerwartet frühen Tod, oder durch das Uebermaas von Versuchen anderer Schriftsteller an diesem Gegenstande abgehalten worden. Ueberhaupt giebt es noch eine Menge gewiß höchst interessanter wissenschaftlicher und poetischer Ausarbeitungen in seinem Nachlasse. Es ist indessen sein ausdrücklicher Wille gewesen, daß nichts davon zum Drucke kommen sollte, außer dem, was unbezweifelt als von ihm vollendet anzusehen sei. Sein, hauptsächlich durch ein, im Jahre 1806 ihm zugestoßenes hart-

näckiges Augenübel, von der Revision seines literarischen Nachlasses abgehaltener, einziger Sohn, wird, nach erfolgter Verwirklichung der eingetretenen Aussicht, auf baldige Herstellung der geschwächten Sehkraft, sich einer genauern Durchsicht der hinterlassenen Handschriften unterziehen und die Herausgabe Derjenigen bewirken, über deren Vollendung ihm kein Zweifel bleibt.

Man hat mehrmals öffentlich behauptet, die von Pustkuchen herausgegebenen falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters, rührten entweder ganz oder größtentheils aus Apels Feder her. Obschon es mir unmöglich ist, zu glauben, daß Apel bei seiner schönen Geistesfreiheit im Allgemeinen, zu einer Befangenheit, wie sie den Forderungen dieses Buches an Göthe zum Grunde liegt, habe gelangen können, so spricht wenigstes die Wahrscheinlichkeit mehr für als gegen einen, wenn auch vielleicht nur entfernten Einfluß auf manche in Pustkuchens Werke vorkommenden Aeußerung. Seltsam genug stimmte Apel keinesweges in die ungemessene Bewunderung unseres größten Dichters mit ein. Unbegreiflich war mir oft ein Anstoß an bedeutungslosen Kleinigkeiten in Göthe's Leistungen und seine zu geringe Empfänglichkeit für manche, der unerreichbaren Schöpfungen dieses hohen Meisters. Daß Pustkuchen eine Zeitlang in

Apels Hause gewesen und vielen Umgang mit ihm gehabt hat, ist aber gewiß. Die Uebereinstimmung zwischen beiden in mancher Ausstellung an Göthe mag daher ohnstreitig die Grundlage zu Gesprächen zwischen ihnen abgegeben haben. Wenn auch Apel schwerlich die aus Pustkuchens Buche hervorgehenden Ansinnen an Göthe gemacht hätte, so konnte doch wohl mancher Gedanke in dem Buche das Resultat ihrer gemeinschaftlichen Unterhaltung über den Gegenstand gewesen sein. Uebrigens ist mir noch ganz neuerlich aus glaubwürdiger Quelle versichert worden, daß die in den falschen Wanderjahren ausgesprochenen Grundsätze von Apels Ansichten ganz verschieden gewesen.

Nach Schiller und was die poetische Silbenmessung betrifft, könnte man sagen, noch vor diesem behauptete Johann Heinrich Voß unter den Zeitgenossen einen der obersten Plätze in Apels Achtung. Die Metrik des letztern führt übrigens den besten Beweis, wie sehr er geeignet war, ein würdigendes Urtheil über Voß's unsterbliches Verdienst um diese auszusprechen. So viel ich weiß fand auch über den Gegenstand zwischen Voß und ihm ein recht lebendiger Briefwechsel statt.

Ferner hatte Apel eine besondere Hinneigung für die Dichtungen und manche Ansicht Jean Pauls,

rücksichtlich der deutschen Sprache, mehrern durch Wolke vorgeschlagenen Abänderungen seine Zustimmung ertheilend.

Wie es sich von einem neben seinem mit Ernst betriebenen Berufe, hauptsächlich der Wissenschaft und Kunst gewidmeten Leben denken läßt, so war Apel kein Freund geräuschvoller Ergötzlichkeiten. Vor seiner Verheirathung widmete sich seine Muße einigen einzelnen Freunden, Freundinnen und Familien. In zwei der letztern wurde auch ich durch ihn eingeführt, in die Familien Petiscus und Stieglitz. Petiscus, Prediger bei der reformirten Gemeinde zu Leipzig und wenn ich nicht irre, auch Schriftsteller, belebte sein Haus durch heitre, frohe Laune. Und wollte diese zuweilen in den mancherlei Ungemächlichkeiten jedes Menschenlebens ermatten, was besonders in der späteren Zeit, wo eine hartnäckige Krankheit ihn verfolgte, der Fall war, so wußte seine heitere Lebensgefährtin nicht selten seiner Laune neue Federkraft einzuhauchen. Auch auf die, in dem mit muntern Kindern versehenen Hause sich oft gegen Abend zwanglos und ohne alle steife Förmlichkeit versammelnden Freunde wirkte ihr lebenslustiger Sinn, ihre anständige Natürlichkeit, gewöhnlich so zweckmäßig ein, daß in der Regel ein allgemeines Behagen, bei ungünstiger Witterung im Zimmer, den Kreis um den Theetisch belebte und bei

freundlichem Himmel, Familie und Gäste hinaus in den anstoßenden großen Garten begleitete. Leider machte zuletzt die erwähnte Krankheit dem wackern Hauswirthe die Ausübung seines Amtes unmöglich, worauf die Familie sich von Leipzig hinweg, ich glaube nach Schlesien, wendete.

Höchst interessant war auch der Aufenthalt im Stieglitzschen Hause. Wer den Domprobst Stieglitz nicht als eins der angesehensten Glieder des Leipziger Rathes kennt, von dem darf man wenigstens erwarten, daß ihm sein durch Europa erschollener Ruhm als tiefgelehrter Kenner, Erforscher und Beurtheiler der alten und neuen Baukunst nicht unbekannt geblieben sei. Die auf dem Gesichte dieses Familienhauptes sich kundthuende innige Freundlichkeit des Gemüths gewährte schon an der Schwelle seiner Wohnung die erfreulichste Vorbedeutung. Man glaubte sie bereits in Erfüllung gehen zu sehen, wenn seine Gemahlin, an einer Hand den kleinen Sohn, an der andern das Töchterchen, mit der ihr eigenen Anmuth aus der Seitenthüre des Zimmers hereintrat. Das vereinte Wohlwollen des Vorstehers und der Vorsteherin des Hauses leistete dem Ankömmling eine solche Bürgschaft für die darin zu hoffenden, ergötzlichen Lebensstunden. Der Domprobst Stieglitz ist am 17. Juli 1836 in einem hohen Greisenalter auf das sanfteste entschlummert, nach-

dem er noch kurz zuvor die große Genugthuung hatte, die Durchsicht einer neuen, ganz umgearbeiteten Auflage seiner „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuesten Zeiten“ zu bewirken. Einzig der letzte Bogen konnte nicht mehr durch ihn selbst besorgt werden. Bei der großen Seltenheit vorzüglicher Gelegenheitsgedichte, kann ich mich nicht enthalten, das folgende kurze, von Wilhelm Gerhard seinem Grabe gewidmete, hier mitzutheilen:

Wer ist's, der dort im Sarge ruht?
Ein edler Mann! War treu und gut,
Wie dieser, hier sein Werk vollbracht,
Deß Aug' umschleiert seel'ge Nacht.

Er liebt' und übt' und war vertraut
Mit dem was alte Kunst gebaut,
Und maaß im Durst der Wissenschaft
Manch stolzen Tempels Säulenschaft.

Nun sieht in unumwölkten Blau
Sein Forscherblick des Himmels-Bau,
Und wie der Dom der weiten Welt
Auf ew'ge Säulen festgestellt.

Legt, den ein Seraph uns geraubt,
Legt ihm den Lorbeerkranz aufs Haupt;
Laßt modern Blätter und Gebein,
Sein Name wird unsterblich sein!

In der Stieglitz'schen Familie erschien Apel regelmäßig bei der besten Laune. Die Schranken, welche er nur allzuoft in den mehresten geselligen Verhältnissen seinem Geiste zu stellen pflegte, kamen hier außer

Anwendung und die Mannigfaltigkeit und Tiefe des Witzes, worin der, sobald er nicht mit vertrauten Freunden allein sich unterhielt, in der Regel etwas einsilbige Mann, umgeben von dem Familienzirkel in den Stieglitz'schen Zimmern, oder auf dem anmuthigen, grünen Platze vor dem Hause, ausbrach, war höchst ergötzlich.

Schon weit früher hatte ich Apeln einmal auf ähnliche Weise in seiner recht eigentlichen Sphäre gesehen. Es war noch bei Lebzeiten seiner Mutter, der Wittwe des Bürgermeisters zu Leipzig, Hofrath Apel, einer ohngeachtet des hohen Alters in ihrem ganzen Wesen sehr liebenswürdigen Matrone, auf dem bei Skeuditz gelegenen Apel'schen Gute Ermlitz, wo sie in der Regel einen Theil des Sommers zuzubringen pflegte. Ich verlebte dort mit ihr, ihrem Sohne und einem vorzüglich aus älteren, jüngeren und ganz jungen Personen, weiblichen Geschlechts, bestehenden Kreise, eine überaus angenehme Woche. Die Tage verflogen unter den mancherlei Beschäftigungen eines angenehmen Müssiggangs. Aus dem schönen Schloßgarten mit seinen gerade blühenden Rosen, unter denen viele gelb-gefüllte, im damaligen Sommer aber eine seltene Vollkommenheit darlegten, ging es häufig in den anstoßenden, mit einem köstlichen Reichthume uralter Eichen versehenen Wald, ferner nach einer Ge-

gend, welche der Berg genannt wird, obschon eine recht genaue Beobachtung dazu gehört, um aus der dem Auge vorliegenden, wie durch künstliches Nivellement überall gleich gemachten, weiten Fläche, die Spur einer Erhöhung aufzufinden, u. s. w. zuletzt gewöhnlich wieder zurück in den Gartensaal an's Pianoforte. Eine besondere Erheiterung fanden Apel und ich eines Tages bei diesem. Ein in der ersten Lebensfrische eben aufschwellendes, lebendiges Rosenknöspchen, eine reizende Jungfrau von vierzehn Jahren, saß daran, beschäftigt, die auf dem Instrumente vorgefundenen Notenblätter durchzuspielen. Göthe's: Haidenröslein kam bei unserm Eintritt eben an die Reihe. Sie spielte und sang das schalkhafte Gedicht und zwar in ihrer süßen Kindesunschuld auch nicht die mindeste Ahnung habend von der Aehnlichkeit zwischen der eigenen Person und dem Haidenröslein, welches Göthe's leichtfertiger Knabe gebrochen hatte.

Der Abend im Schloßgarten zu Ermlitz brachte besondere Schauer mit. Zufolge alter Sagen, waren in vorigen Zeiten, wo das Hochgericht nicht weit davon gelegen gewesen, dort manche Unheimlichkeiten zur Zeit der Dämmerung und später vorgekommen. Apel selbst hatte in seiner trefflichen Novelle: die Bilder der Ahnen, bereits etwas davon ungemein glücklich zu benutzen gewußt. Es konnte kaum fehlen, daß die

Rede darauf gebracht wurde. Von da gerieth man auf den Gespensterglauben überhaupt. Bestimmter noch, als in der gedankenreichen Nachrede zum ersten Theile des „Gespensterbuches" erklärte sich Apel gegen das absolute Läugnen von Gesichten und Klängen aus der sogenannten Geisterwelt. Einige Anekdoten von Erscheinungen und Winken aus derselben, machte auf den zum größten Theile aus Frauen bestehenden Kreis einen solchen Eindruck, daß beim Wiederaufsuchen der Zimmer Alles dicht sich aneinander drängte und schwerlich irgend etwas in der Welt, eine der Damen hätte bewegen können, in den dahin führenden, dunkeln Gang sich voraus zu wagen. Und später, als wir, Apel und ich, die Treppe hinauf nach unsern im obern Stocke befindlichen Schlafgemächern gingen, meinten wir selbst, erhitzt von den mancherlei besprochenen Phantasiebildern, beim Durchgange durch einen mit zum Theil ziemlich abentheuerlichen alten, Portraits behangenen Saale, ein Leben in einigen dieser Bilder zu erblicken. Besonders war es, als ob das Auge und die Gesichtszüge des vielleicht schon nahe an hundert Jahre alten Bildes eines schwarzbraunen Gärtners Bewegung erhielten, an dessen geheimen Zusammenhang mit der unsichtbaren Welt seine Zeitgenossen geglaubt haben sollten.

Nach unserer Rückkehr in die Stadt Leipzig un-

terließen wir nicht von diesen Vorfällen und Nichtvorfällen einen treuen Bericht beim Thee im Petiskusschen Hause zu erstatten. Schauer und Lachen wechselten Anfangs. Graußgere Sagen verdrängten sodann das letztere. Es ging so weit, daß endlich eine auf dem Scheidewege zwischen Kind und Jungfrau eben angelangte, Kleine mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckend, einen heftigen Schreckensruf ausstieß. Die Mühe, welche es kostete, den Quell der hellen Thränen zu trocknen, welche dem Mädchen über die erbleichten Wangen schossen, führte allmählig das Lachen wieder zurück. Man verständigte sich, so gut als möglich, über die Schauer der Geisterwelt. Sogar die immer besser wieder zu ihrer muntern Gesichtsfarbe gelangende Kleine lachte mit, und so kam endlich das allgemeine Verlangen nach Constituirung eines von Zeit zu Zeit zu haltenden Gespensterthee's, das hieß, eines geselligen Abends, zu Stande, dem das ungewisse Mondlicht der Geistergeschichten nicht fehlen durfte.

Und diese so genannte Gespensterthees wurden bald darauf Veranlassung zu dem gemeinschaftlich von Apel und mir herausgegebenen Gespensterbuche. Bekanntlich erstreckten wir solches mit Anfange des fünften Bandes über das eigentliche Gespensterreich hinaus in das Gebiet des aus den gewöhnlichen Naturkräften und Naturgesetzen nicht zu erklärenden Wunders hin-

ein, weshalb es auch neben dem zugleich beibehaltenen, alten, einen zweiten Titel, das „Wunderbuch“ erhielt. Wir bezweckten dabei, eine allerdings wünschenswerthe größere Mannichfaltigkeit, welche wir Anfangs durch Hinzufügung komischer Märchen zu erreichen gesucht, was aber bei mehren unserer Bekannten Misbilligung gefunden hatte. In der Folge trachteten wir die Mannigfaltigkeit des Werkes noch auf eine andere Weise, nämlich durch Herbeiziehung anderer Mitarbeiter zu bewirken. Zu meiner großen Freude gelang es auch Apeln, seine Freunde v. Fouqué und v. Militz zum Beitritte zu bewegen.

Es mochte ohngefähr zur Zeit des beginnenden Gespensterbuches sein, als Apel ernster als je zuvor, darauf ausging, dem Unheimlichen seiner Einsamkeit, in einem mit Gemächern reichlichst versehenen großem Hause und Gute zweckmäßig und auf gesetzlichem Wege entgegenzuarbeiten. Noch erinnere ich mich des ganz eigenen Ausdruckes von Frohsinn in den gewöhnlich vom tiefsten Ernste zeugenden Zügen der edeln Form seines Gesichts, einer in seinem vielsagenden braunen Auge noch nie wahrgenommenen ganz eigentlichen Seligkeit, bei der Ankündigung, daß er auf seine Bewerbung um die Hand der Ersehnten das Ja erhalten. Es war auch wirklich eine noch wahrhaft kindliche Frauengestalt im schönsten Sinne des Worts, eine rei

zende Jungfrau von ohngefähr sechszehn Jahren, deren glanzvolles, dunkles Auge an eine ihr im wesentlichen ganz unbekannte Zukunft jene fromme Hingebung aussprach, die auf dem vollkommensten Vertrauen in die Gesinnung und Liebe eines hochgeachteten Bräutigams beruht. Uebrigens hatte sie, als die Tochter des verstorbenen verdienstvollen Professors Hindenburg, dessen damals noch lebende Wittwe im Apelschen Hause erzogen worden, eine recht ausgezeichnete Bildung genossen. Die Frucht dieses Vereins war ein kraftvoller, äußerst wohlgebildeter Sohn. Schon in den ersten Jahren kündigte sein Dasein ein großes geistiges Vermögen an und gereichte seinem Vater in der Folge immer mehr zu einem festeren, innigeren Bande an das Leben. Wie früher, so behielt Apel auch in der Ehe seine einfachen Gewohnheiten bei. Durch ein so bedeutendes Vermögen berechtigt, der häuslichen Bequemlichkeit, in ihrem ganzen Umfange, zu genießen, war er von dem solidesten und angemessensten Geräth jeder Art umgeben. Auf die Veränderungen der Mode kam es ihm dabei wenig an. Vielmehr schienen ihm alte, als zweckmäßig längst geprüfte Haushaltungsstücke, wie Wirthschaftsschränke und dergleichen für liebe Erinnerungen an seine verewigte Mutter zu gelten und von besonderm Werthe zu sein. Ein Lieblingsluxus für ihn waren sehr kostbare Gekre-

taire von Mahagoniholz. Er selbst pflegte den Riß zu ihrem Innern, ganz nach seinem literarisch-ökonomischen Bedürfnisse mit seltener Kunst und kluger Benutzung auch des geringsten innern Raumes zu entwerfen. Von den kleinen, runden, leicht transportabeln Tischchen pflegte er zu sagen, man könne deren nicht genug haben und ließ daher auch einst drei Duzzend auf Einmal fertigen. Seine überaus ansehnliche Büchersammlung enthielt wahrhafte Schätze aus allen Zweigen des Wissens. Auch stand ihr eine Zeit lang ein Gelehrter, Namens von Mannteuffel, vor. Zu seinen besondern Liebhabereien gehörte ein Keller mit den ausgesuchtesten und seltensten Weinen. Für diese war dem sonst in seinen Ausgaben ein strenges Maas beobachtenden Manne kein Preis zu hoch. Man glaube aber ja nicht etwa, daß er davon allzustarken Gebrauch machte. Gar selten nur setzte er das damit gefüllte Glas an die Lippe und wenn es geschah, that er wenig mehr, als daß er es eben an die Lippe setzte. Wie im Allgemeinen, so bewies er sich auch hierin als ein seltenes Muster der Mäßigkeit. Desto größer aber war seine Freude, liebe Freunde entweder in seiner Gesellschaft allein, oder in Gemeinschaft mit andern von ihm Geladenen den köstlichen Nektar genießen und würdigen zu sehen. Einzig zu diesem Zwecke ließ er zuweilen einen ziemlich großen Raum mitten in seinem Kel-

ler zu einem Speisesaale einrichten, und versammelte dort eine kleine Zahl lebenslustiger Bekannter, um eine mit ausgesuchten Gerichten reichbeladene Tafel. Die Hauptsache aber dabei war der Wein. Was der Keller darbot, wurde im Uebermaaß aufgesetzt, vom feinen Weine an durch eine Menge Abstufungen des feineren bis zum Nonplusultra des feinsten. Man kann leicht denken, daß nach einem solchen Symposion, die Rückkehr über die Kellertreppe hinauf für manchen der Gäste mehr Schwierigkeiten hatte, als im gewöhnlichen Zustande das Erklimmen des Chimborasso gehabt haben würde.

Wer hätte bei Apels, im Ganzen gesunden und robusten Körper glauben sollen, daß er dem anscheinend noch mit Kraft im Ueberflusse versehenen Leben weit früher entzogen werden würde, als sein Alter solches besorgen ließ? Und zwar war dasselbe Gebrechen, das bereits früher erwähnt, aber längst nicht mehr als drohend betrachtet wurde, die Ursache seines Todes. Wenn er auch allerdings von Zeit zu Zeit an dem Halsübel, welches ihm die Athemzüge erschwerte, Tage lang eigentlich kränkelte, so pflegte doch dasselbe unter der Behandlung seines, im freundschaftlichsten Verhältnisse mit ihm stehenden Arztes, des so gelehrten und umsichtsvollen, als mit den körperlichen Umständen Apels auf das genaueste bekannten Hofraths Doktor

Clarus der krankhafte Zustand gewöhnlich recht bald vorüber zu gehen. Das nämliche glaubte man, als ihn, ohne Zweifel in Folge einer Erkältung, diese Krankheit im Sommer 1816 auf seinem Gute Ermlitz niederwarf, wo Fouqué eben zum Besuche bei ihm war. Allein dasmal nahm das Uebel trotz der Sorgfalt der Behandlung einen schlimmern Charakter an. Er entschlief in einem Alter von fünf und vierzig Jahren, ehe vielleicht sogar der Arzt noch an eine solche Nähe der Gefahr gedacht hatte.

In fortdauernder Correspondenz mit Apel stehend und eben in Begriff ihm eine Briefschuld abzutragen, wurde mir plötzlich ganz dunkel vor dem Auge, beim Erblicken der Anzeige seines Todes in der Leipziger Zeitung. Ein eisiger Frost hemmte mir vor Schrecken den Umlauf des Blutes. Es knüpften mich allzuviel theure und freundliche Erinnerungen an Apels Leben, als daß sein Tod mir nicht im ersten Momente als eine wahrhafte Grausamkeit des Schicksals hätte erscheinen sollen. Besonders erschütternd wirkte unter anderm dabei ein nicht lange zuvor erst von Apel erhaltener Brief auf mich ein.

Zum Besuche bei seinem Freunde von Miltitz, der damals auf der Anhöhe eines zwischen Dresden und Meißen gelegenen zum Schlosse Scharfenberg gehörenden Hauses wohnte, hatte Apel, jenem Briefe

nach ein seltsames Ereigniß dort erlebt. Es war nämlich auf einer unter den Ruinen der alten Burg Scharfenberg befindlichen Wiese Thee getrunken worden. Und kaum hatte der dort versammelte gesellige Cirkel sich hinwegbegeben, so war ein großer Theil des verwitterten Burgthurms auf den eben verlassenen Platz also herabgestürzt, daß schwerlich Jemand, der sich noch dort befundnen, davon gekommen wäre. Die Meisten würden das als einen großen Glücksfall betrachtet haben: Apel hingegen drückte die Meinung recht feierlich aus, es deute auf seinen nahen Untergang.

Späterhin erfuhr ich auch in Leipzig von einer ähnlichen Ahnung Apels während seiner letzten Krankheit. Wie noch Niemand den Gedanken an ihre so unglückliche Wendung gehabt, hatte Apel einige Mal nach seiner vor ihm liegenden Taschenuhr gegriffen. Immer war sie in seiner Hand stehen geblieben, aber wieder fortgegangen, sobald ein Anderer sie in die seinige genommen. Der Kranke ließ sich nicht ausreden, daß dieß ein gewisses Vorzeichen seines baldigsten Ablebens sei.

Das düstere Ereigniß verstimmte mich lange Zeit ungemein. Besonders verleidete es mir auch mehre Messen meinen gewöhnlichen Aufenthalt in Leipzig. Apels Wiedersehen hatte für mich zu den Glanzpunkten

jeder Messe, sein Umgang zu den liebsten meiner dortigen Gewohnheiten gehört.

Auch in seiner Stellung als Senator zu Leipzig hat der Verewigte ungemeinen Nutzen gestiftet. Aus sehr glaubwürdigem Munde weiß ich, daß eins der ersten und auch in juristischer Hinsicht ausgezeichnesten Mitglieder des Raths zu Leipzig zwischen dem und Apel, außer ihren gemeinschaftlichen Amtsverhältnissen gar keine Berührung stattfand, bei seinem Ableben in die laute Klage ausgebrochen ist, daß dieser wichtige Verlust für den Senat so bald nicht wieder ersetzt werden würde.

Zu den interessanten Bekanntschaften, welche ich dem Apelschen Hause verdanke, gehört sein Arzt, Hofrath Doktor Clarus und ein andrer, seiner genauesten Freunde, der auch als medicinischer Praktiker in Leipzig sehr hochgeachtete Doktor Wendler, der, wenn ich nicht irre, nach Apels Tode Vormund seines hinterlassenen Sohnes wurde. Erwähnt wurden bereits Hofrath Rochlitz und Professor Doktor Heinroth. Der erstere ist dem gebildeten feinfühlenden Publikum gewiß fortdauernd lieb und werth durch seine Romane, Novellen und manche andere, höchst achtungswerthen poetischen Leistungen, obgleich er schon seit einiger Zeit ziemlich ganz von dem literarischen Markte zurückgezogen zu leben scheint.

Von der Theologie, seinem frühern angestrengten Studium, in seinem Lebensgange zwar abgewichen, bewährten doch seine Werke sowohl durch die, mehrere eigene, moralische Tendenz, als durch einen in allen herrschenden Zauber der sittlichen Reinheit, die schönste Gesinnung. Freiwillig leistete er auf die zahlreichen Leser lüsterner Schilderungen Verzicht, um nicht zugleich mit der Sitte die wenigern zwar, aber auch an Gehalt weit besseren Verehrer seines Vortrags zu verletzen, welche diesem gewiß noch jetzt mit Liebe ergeben sind. Ohne einer kindischen Sentimentalität zu huldigen, wird seine einfache Mittheilung, sich durch ihre Einfachheit ebenfalls empfehlender Verhältnisse, das Herz noch ansprechen, wenn die unnatürliche, altbackene, spirituelle Liebesraserei, sammt den neuesten, materiellen Bocksprüngen, längst in wohlverdienter Vergessenheit, ihren Rausch ausschlafen.

Ganz im Gegensatz mit dem wackern August Lafontaine, war Rochlitz's Aeußeres und Benehmen stets ein treuer Spiegel seiner Werke. Zierlich und fein wie ihr Styl, blieb er im Anzuge und in seiner Haltung von der Sklaverei der Mode entfernt, ohne jedoch sich grober Verstöße gegen sie schuldig zu machen. Auch während seiner durch den Tod einer, vermöge ihres ganzen Wesens anziehenden, Gattin

wieder aufgelösten Ehe, glich sein Hauswesen ihm wie seinen Schriften. Anstand und einnehmende Freundlichkeit waren der Charakter desselben. Wenn in Rochlitz's gemessenem Betragen eine gefällige Sanftheit vorherrschend ist, so zieht der als Physiolog und Psycholog in Theorie und Praxis gleichgeachtete Heinroth durch seine Jovialität und einen mächtig auflodernden Enthusiasmus besonders an. Auch die schöne Literatur weiß letztern oft recht mächtig anzuregen. Besonders schreiben sich von ihm, aus früherer Zeit, manche poetische Laute, unter anderm in der antiken, elegischen Gattung her, denen ein gewisser eigenthümlicher Reiz nicht abgeht.

Doch um Apels Bild und den Verkehr zwischen mir und ihm in eins zu fassen, habe ich mir erlaubt, dem chronologischen Gange dieses Werkes weit vorzugreifen. Es wird Zeit zu der Ostermesse zurückzukehren, die mir zu seiner Bekanntschaft verhalf. Von den Häusern, denen ich manchen recht frohen Abend verdanke, habe ich vorzüglich auch das dem Banquier Ludwig, Theilhaber an der berühmten Künstnerschen Handlung zugehörige, zu nennen. In der Messe war darin oft eine reiche Auswahl fremder und einheimischer Gäste beider Geschlechter um einen großen runden Tisch versammelt. Hauswirth und Hauswirthin wetteiferten, wo möglich jedem ihrer Gäste durch be-

sondere Aufmerksamkeit, dem Mahle eine noch höher Würze zu ertheilen. Je mehr man dachte und je besser man sich darauf verstand, das bunte Ganze durch eine glückliche Wahl und Zusammenstellung der Einzelnen zu vervollkommnen, um so besser befand man sich auch in der Regel bei diesem Souper. Mahlmann, der langjährige Hausfreund, fehlte nie und von den fremden Gästen konnte man in der Ostermesse dabei allezeit auf den so unterhaltungslustigen als fähigen, Bertuch aus Weimar, dessen Sohn und Schwiegersohn, den geistreichen, berühmten geheimen Obermedicinalrath von Froriep rechnen. Einem der dortigen Abende in jener Ostermesse wohnten auch mehre Buchhändler, unter andern, Sander von Berlin nebst Gattin bei. Schon sehr vergnügt von der Tafel aufgestanden, erhöhte das hierauf folgende warme, geistige Getränk noch die frohe Laune der Theilnehmer. Die Dichterin, Luise Brachmann war ebenfalls anwesend. Mahlmann, dessen heiterer Geist in solchen Fällen selten verfehlte, die Gelegenheit zu einer allgemeinen Ergötzlichkeit zu ergreifen, nahm Luisen bei der Hand und stellte sie dem Buchhändler Vieweg dem ältern, aus Braunschweig, einem Manne von vielfacher Geistesgewandheit, als die berühmte Sängerin unsterblicher Lieder, in einem zwischen Ernst und Scherz inneliegenden, emphatischen Tone vor.

Vieweg brachte ihr hierauf, sich feierlich vor ihr auf ein Knie niederlassend in recht ausgesuchten Worten seine Huldigung, mit der Bitte dar, ihn als Verlagshändler künftig bei einer Gesammtausgabe ihrer Werke zu berücksichtigen. So geschickt man sich aber auch von Seiten des die Dame Vorstellenden, wie des Supplikanten, um ihre besondere schriftstellerische Huld auf der Linie des Anständigen zu halten wußte, so war doch zu besorgen, daß eine mehr zur Melancholie, als zu fröhlichem Scherze sich hinneigende Natur, wie die hrige, vielleicht Anstoß an der Sache nehmen könne. Doch keinesweges. Der Gedanke schien ihr nicht zu nahen, daß dies Alles blos ein harmloser Scherz sein könne, der nur zu desto besserem Erfolge, dem Ernste seine Maske abgeborgt habe. Wenigstens glaubte man aus ihrer freundlichen Miene darauf die Tröstung schimmern zu sehen, daß sie des Bittstellers Wunsch nicht vergessen werde. Man würde gewiß der wackeren Brachmann gewaltig unrecht thun, wollte man ihr diese Sicherheit eines besondern Beifalls für ihre poetischen Schöpfungen, als Arroganz auslegen. Im Gefühle ihres fortdauernd redlichen Strebens nach Vervollkommnung und Vollendung, konnte sie ja wohl auf den Beifall der Besseren gerechten Anspruch machen. Der einsame Aufenthalt, der mit der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit begabten, in einer kleinen

Stadt unter ihr ergebenen, von dem höchsten Werthe ihrer poetischen Arbeiten überzeugten Freunde konnte kaum ihrer Ansicht von diesen eine andere Richtung ertheilen. Und wirklich hatte Luise Brachmann auch ein ganz ungemeines Talent. Dieses und die schon aus ihrem Gesichte unverkennbar hervortretende innige Güte zusammendenkend und erwägend, daß das Leben einem solchen Wesen so feindlich entgegenstrebte, um ihm nichts übrig zu lassen, als einen gewaltsamen Austritt aus demselben, muß wohl jeden gefühlvollen Menschen mit einer namenlosen Traurigkeit erfüllen. In Verzweiflung könnte man gerathen, wenn man die Umstände hinzudenkt, durch welche ihr jener Austritt noch auf das grausamste erschwert wurde. Bei der schon lange zur Wittwe gewordenen achtungswerthen Vorsteherin des vormaligen Hauses Ludwig, hatte die mannichfach Bedrängte für ihre Ausflüge aus dem Heimathsorte nach dem benachbarten Leipzig immer eine freundliche Zuflucht gefunden. Im vormaligen Ludwigschen Hause war es, und vielleicht sogar an jenem heitern Abende, an welchem auch die Brachmann Theil nahm, wo ich mit dem Dramatiker, dem nachherigen katholischen Prediger zu Wien, Zacharias Werner zusammentraf. Er war, wenn ich nicht irre, damals noch Sekretär oder Referendar bei einer Kammer in Schlesien oder Polen. Seine tie-

fen, rücksichtsvollen Vorneigungen bei Präsentationen schienen von einer untergeordneten Stellung zu zeugen.

Ohngefähr um diese Zeit hätte mein Leben beinahe eine ganz andere Richtung erhalten. Der Besitzer der Crazischen Buchhandlung zu Freiberg, Verleger des „Mannes auf Freiers Füßen" und mehrer anderer von meinen Werken, Bernhardi, war durch die, ohngeachtet seiner Kränklichkeit, in Dresden sehr glücklich erfolgte Operation, einer immer bedrohlicher aufwachsenden Balggeschwulst am Halse, von derselben befreit worden, allein sein Körper dennoch nicht stark genug, der Folge, einem heftigen Wundfieber, zu widerstehen. Die noch junge Wittwe des Verstorbenen, hatte früher in Kurland als Gattin des Vorstehers eines ansehnlichen Erziehungsinstituts bei letzterm, wo auch Bernhardi ein Lehramt verwaltete, ebenfalls Unterricht ertheilt. Als ihr erster Gemahl verstorben, trug der inzwischen als Buchhändler in Freiberg aufgetretene Bernhardi ihr schriftlich seine Hand an. Da er dabei nicht unterlassen, der Witwe die bereits entstandene Bedenklichkeit seiner körperlichen Umstände darzulegen, bewog die Theilnehmende ihrem schriftlichen Jaworte unmittelbar in Person nachzufolgen, um durch die zarteste Sorgfalt in Abwartung des Mannes, dessen innern Werth sie bereits erkannt hatte, ihn wo möglich der

Gefahr zu entreissen. Leider jedoch war auch ihre rastlose Pflege zu seiner Rettung nicht ausreichend. Sein Tod bestimmte sie daher in ihre frühern Verhältnisse nach Kurland zurückzukehren. Man hatte von dorther zugleich den Wunsch geäußert, daß sie eine zum Lehrer in einem vornehmen Hause passende Person engagiren und mitbringen möchte. Sie wendete sich daher von Freiberg aus mit der schriftlichen Bitte an mich, ihr in Dresden eine solche zu verschaffen. Auf der Stelle theilte ich die Sache einem alten Freunde mit. Dieser hatte die juristische Laufbahn auf der Akademie in bester Form vollendet, schien aber, seiner ganzen Natur nach, weit mehr zu einsamen Studien, als zu den Verkehr eines Praktikers, oder dem Staatsbeamtenleben geneigt und geeignet. Mit besonderer Vorliebe betrieb er, unter andern die Mathematik. Und grade zu den ungestörten Studien in ihr, bot das zu übernehmende Amt die schönste Gelegenheit, da bekanntlich eine recht tiefe Kenntniß in dieser Wissenschaft einen Lehrer in Kurland und Liefland vorzugsweise empfiehlt. Mein Vorschlag schien ihm nicht unwillkommen. Da auch die ihm eröffneten Bedingungen sich hören ließen, so erlaubte er mir, nach kurzem Bedenken, der Auftrag-Geberin zurückzumelden, daß er entschlossen sei. Eine mündliche Verhandlung zwischen der Wittwe Bernhardi und ihm über einige Nebendinge und

nähere Bestimmungen, sollte in Dresden statt finden. Diese machte mir in der That im Voraus etwas bange. Obschon ich in meinem Briefe nicht unterlassen hatte, meinen ihr ganz unbekannten Freund als einen fast allzuernsten und wortkargen Mann zu schildern und ihre Antwort mir sagte, daß grade das ihn bei ihr für den beabsichtigten Zweck zur besondern Empfehlung gereiche, besorgte ich doch, das überaus ernste Wesen des ihr völlig Unbekannten und dessen in der öden Studierstube eingesogene, Eigenthümlichkeit werde auf die, mit dieser im vollkommensten Contraste stehenden lebendige Frau, abschreckend einwirken. Meine Furcht vor dem Zusammentreffen zwischen ihr und ihm vergrößerte sich noch, als ich eines Morgens auf die Nachricht, daß sie eben angekommen, mich zu ihr in den Gasthof begebend, eine junge Reisegefährtin bei ihr fand. Es war die, durch ihren Gatten mir bereits befreundete Hofräthin Mahlmann aus Leipzig. An Nervenübeln heftig leidend, hatte sie, auf Anrathen der Aerzte und den Wunsch ihres Gemahls, sich einige Zeit der häuslichen Sorgen und Bemühungen entzogen und bei seinen Verwandten in Freiberg zugebracht. Sie kehrte, allem Anscheine nach, wirklich gestärkt, von daher zurück, um sich wieder nach Leipzig zu begeben. Wenn auch allenfalls Madame Bernhardi vielleicht keinen Anstoß an ihren Reisegefährten

nach Kurland nahm, so schien es mir doch unmöglich, daß der schwarzbraune, schweigsame Mann der lilienweißen und zarten, von Kindheit an in den lebenvollen Cirkeln der Gesellschaft ausgebildeten Mahlmann zusagen könne. Zugleich ergab sich, daß beide Frauen die Hauptsache, das Zusammentreffen mit dem zum Lehrer in Kurland Bestimmten bereits scherzhaft besprochen hatten. Sie kündeten mir jetzt lachend und wie aus Einem Munde an, daß sie äußerst begierig wären, auf die Bekanntschaft des, dem russischen Reiche durch meine Vermittlung Neugewonnenen und jede behielt sich vor, ganz unverholen sich über ihn auszusprechen. Eine Fahrt auf der Elbe, zu welcher ein schöner, blauer Himmel ihnen den Wunsch erweckte, brachte mich zu dem Vorschlage eines Ausflugs auf dem Wasser nach einem, der an der Elbe so angenehm liegenden benachbarten Orte. Unter andern nannte ich das Dörfchen Blasewitz und die Damen fühlten sich so sehr aufgelegt, die Bekanntschaft der vormaligen Residenz der „Gustel" aus Wallensteins Lager zu machen, daß ich nur zu eilen und eine Gondel für uns nach Blasewitz zu bestellen hatte. Zugleich hielt man dies für die beste Gelegenheit zur ersten Zusammenkunft mit dem Neurussen. Alles ging erwünscht. Letzterer nahm meine Einladung an und bald darauf holte ich auch die Damen nach der bereits harrenden Gondel

ab. Es ahnete mir, als ich ihn Ihnen vorstellte, schon wenig Gutes. Zwar besaßen beide Damen zu viel Welt, um sogleich Anfangs dem verschlossenen Wesen ihres neuen Bekannten gegenüber den Schein von Unbefangenheit nicht zu behaupten. Doch wurde während unsrer Elbfahrt allmählig die Unterhaltung immer spröder, die Pausen verlängerten sich und die Rede wäre vielleicht ganz ausgegangen, hätte nicht, das inzwischen aufgestiegene Gewölk einige Besorgnisse vor der Möglichkeit eines Gewitters zur Sprache gebracht.

Was ich vorausgesehen hatte, das fand bald nach der Landung in Blasewitz statt. Wie es nur einigermaaßen gehen wollte, zogen die Damen mich bei Seite, mir zu sagen, daß unser Gesellschafter ihnen doch gar zu finster und schweigsam vorkomme.

Des Himmels Pysiognomie zog sich indessen ebenfalls immer finsterer zusammen, so daß in Kurzem die Damen auf Beeilung der Rückkehr nach Dresden antrugen. Zwischen Furcht und Hoffnung wegen des bevorstehenden Gewitters und ob es uns noch auf dem Flusse treffen werde oder nicht, schwankte, wie die Gondel auf der Elbe, auch den ganzen Heimweg unsere Unterhaltung hin und her. Unser männlicher Reisegefährte lieferte vielleicht noch weniger Beiträge zu dem allgemeinen Gespräche, als beim Hinausfahren nach Blasewitz. Gleichwohl äußerte bei unserer An-

kunft im Hotel, wo die Damen wohnten, die Bernhardi, sie glaube jetzt eine recht gute Acquisition in ihrem künftigen Landsmanne gemacht zu haben und auch die Mahlmann fing an, ihn mit weit günstigerem Auge zu beobachten. Je ernster ihre Miene meinen immer weiter sich öffnenden Augen gegenüber wurde, destomehr mußte ich mich halten nicht laut aufzulachen. Uebrigens fallen dergleichen unerklärbare Veränderungen der Urtheile über einen und denselben Menschen in so kurzer Zeit, gar nicht selten vor. Doch stützen sie sich gemeiniglich — wie gewiß auch hier der Fall war — auf einen hinreichenden Grund, wenn man sich schon, wie hier, darüber keine Rechenschaft abgeben kann.

Nach wenig Tagen theilte Mad. Bernhardi mir mit, daß sie von meinem Freunde das Beste für ihren Plan mit ihm, und für seine künftige Bestimmung erhoffe. Zugleich eröffnete sie mir, eigentlich sei ihre Absicht Anfangs auf keinen Andern, als auf mich selbst gegangen, weil sie den Wirkungskreis als Lehrer in Kurland, meiner Neigung und meinen Fähigkeiten am angemessensten gefunden haben würde.

Ich konnte mich hierauf der scherzhaften Frage nicht enthalten: ob sie ihre Hoffnung auf meine Fähigkeiten zu so etwas vielleicht aus meinem Büchlein der Mädchenhofmeister (in dem ich als solcher von

zwei Mädchen bei der Nase herum geführt werde) geschöpft habe.

Wie anders würde sonach von dieser Zeit an mein ganzes Geschick geworden sein, wenn ich auf den Plan der Wittwe Bernhardi michеingelassen. Allein dieser traf mit meinen Wünschen und Hoffnungen in keinem Punkte zusammen.

Uebrigens würde ich die große Schuld auf mich laden, meinen Freund in ein zweideutiges und falsches Licht gestellt zu haben, fügte ich nicht hier sogleich hinzu, daß er seine Tüchtigkeit und seinen ganz vorzüglichen Nutzen für die Sphäre, worein er in Kurland gelangte, unwiderlegbar bewiesen hat. Nachdem er, den größten Theil seines Lebens dort zubrachte, scheint er wahrhaft geachtet und fortdauernd in den freundschaftlichsten Beziehungen mit den angesehensten Familien auf dem Lande, in denen er Lehrerstellen bekleidete, entschlossen, den Rest seiner Tage in Dresden, seiner Vaterstadt zubringen zu wollen.

Noch immer zwar kann man ihn von einer zu großen Sparsamkeit in der mündlichen Mittheilung nicht freisprechen, wer aber dadurch zu einem falschen Urtheile über die Schärfe und Gewandheit seines Geistes verleitet werden sollte, dem darf man nur auf die im Jahre 1835 erschienene Novelle von Wilhelm Richter: das Alleinstehen aufmerksam ma-

chen. Gewiß wird jeder bei ihrer Lektüre von dem seltenen Reichthum an Gefühl, lebendigem Sinne und Urtheilskraft des Doktor Richter überrascht und erfreut, dazu durch den einnehmenden Vortrag an die Durchsichtigkeit und Gedankenfülle unsers höchsten Meisters erinnert werden. Schon früher hat der Verfasser in seinem unter dem Titel: Grundlehren der Geometrie und Arithmetik, erschienenen Werke, ein sehr nützliches Lehrbuch geliefert.

Noch bemerke ich, daß auch bereits unmittelbar nach jener Wasserfahrt von Blasewitz zurück nach Dresden, welche recht großartig unter Donner und Blitz beim Landen an der Mauer der Brühlschen Terrasse endigte, beide Damen sich zusehends mit seinem früher ihnen offenbar feindlich erschienenen Wesen völlig befreundeten.

Beide Frauen erfüllen mich mit einer eigenen Rührung, wenn ich mir ihr gleiches Schicksal bei einem ganz verschiedenen Naturell in's Andenken zurückrufe. Das kraftvolle, dunkle Auge der Wittwe Bernhardi kündigte schon beim ersten Blicke, die in ihr wohnende starke Seele an, von welcher der Entschluß zeugte, sich einem ihrer Neigung durchaus angemessenen, erwünschten Lebenskreise in Kurland zu entziehen, um die Lebensgefährtin eines Mannes in Deutschland zu werden obschon sie wußte, daß er bereits in Todesgefahr

schwebte. Die Hoffnung, dem, als höchst würdig erkannten, sie liebenden Mann, Rettung zu bringen, was vielleicht, diesem eigenthümlichen Verhältnisse nach, Niemandem als ihr gelang, bewog sie dazu, ihren glücklichen Zustand in Kurland mit einem ganz ungewissen zu vertauschen. Es war ein großes Opfer von ihrer Seite. Sie selbst war mit Glücksgütern nicht gesegnet und der Mann, dem sie es brachte, besaß ebenfalls wenig mehr, als zu Unternehmung und Einrichtung seines buchhändlerischen Geschäfts gehörte Das Verhängniß begünstigte ihre heldenmüthige Aufopferung nicht. Sie machte die weite Reise aus Kurland nach Freiberg beinahe nur, um den sie voll Sehnsucht Erwartenden, in ihren Armen sterben zu sehen. Aber die innere Kraft ist ihr damit nicht gebrochen. Auf der Stelle faßt sie den Vorsatz der Rückkehr in das verlassene Vaterland. Die Ausführung folgt ihm auf dem Fuße.

Ein ganz anderes Wesen war ihre Reisegefährtin bis Dresden. Keinesweges von der Natur berufen, sich ihrem eigenen Willen zu überlassen, hatte diese schöne, sanfte, wahrhaft weibliche Seele zugleich mit Hand und Herz auch ihren ganzen Willen aus Neigung, ja Bedürfniß, in Mahlmanns, in die Hand ihres Gemahls, gelegt. Wäre ihr wiederfahren, was die Kraft der Bernhardi so heroisch ertrug, wäre

Mahlmann gestorben, dieses überzarte Geschöpf würde ohne Zweifel zugleich untergegangen sein. Denn nicht nur ihre Hand, ihr Herz und ihren Willen, sondern auch Leben und Seele hatte sie dem Gemahle zugeeignet. Und mit einer Ueberfülle von Liebe, Treue und Ergebung gegen den Mann ihrer Wahl konnte sie sich selbst noch immer nicht Genüge leisten. Auch war sie über die anscheinende Verbesserung ihrer Gesundheit offenbar nicht sowohl ihretwegen, als um seinetwillen, erfreut. Wer hätte geglaubt, daß beide noch in der Blüte des Lebens stehende Frauen, jede am Orte ihrer Bestimmung und ihrer Wünsche, binnen wenigen Jahren ein Raub des Todes werden würde?

2.

Das Wesse'höftsche Haus in Jena. — Burkhardt und de Wette. — Der geheime Hofrath Doktor Eichstädt. — Göde. — Reise nach Weimar. — Falk. — Göthe. — Der vormalige König von Holland. — Böttiger. — Wieland. — Huber. — Gründung der Abendzeitung. — Rebmann. — Spaziers Eigenthümlichkeit. — Fortgang und Aufhören auch späteres Wiederaufleben der Abendzeitung. —

Die Leipziger Ostermesse des Jahres 1801 bekam an ihrem Schlusse für mich einen besondern Reiz durch einen kleinen Ausflug nach Jena und Weimar mit meinem Freunde, dem Buchhändler Arnold aus Dresden. Die genaue Verbindung des letztern mit Wesselhöft, dem Besitzer einer sehr bedeutenden Buchdruckerei in Jena, machte mich meiner Gewohnheit untreu an fremden Orten der besten Wohnung in einem Privathause die in einem Gasthofe, und wäre es auch ein kaum mittelmäßiger, vorzuziehen. Ohne höchst undankbar zu erscheinen, konnte ich die Güte des Erbietens mit meinem Reisegefährten, im Wesselhöftschen Hause zu bleiben, durchaus nicht ablehnen. Ich hatte Ursache mir zu diesem freundlichen Aufenthalte Glück zu wünschen. Der wackere treuherzige Wirth und seine würdige Ehegenossin bildeten den lebendigsten Stamm eines, wie aus Liebe und Wohlwollen geschaffenen, traulichen Kreises, dessen zahlreiche Theil-

nehmer und Theilnehmerinnen noch durch ganz darein passende, einheimische junge Gäste vermehrt worden. Unter diesen befanden sich zwei so interessante als freundliche, der dort privatisirende Gelehrte Doktor Burkhardt und de Wette. Ich bemerke hierbei, daß letzterer, der nachher so berühmt gewordene Theolog und Lehrer an der Universität zu Basel ist. Noch drücke ich beiden in Gedanken die Hand, wenn ich des Nachmittags gedenke, der mir durch ein Herumstreifen mit ihnen in der anmuthigen Gegend unvergeßlich bleiben wird *).

In Jena unterließ ich nicht, den berühmten Philologen und akademischen Lehrer, geheimen Hofrath Doktor Eichstädt meinen Besuch zu machen. Als einen genauen Freund meines geliebten Göde, bei dem er, wenn er vormals nach Leipzig kam, zuweilen zu wohnen pflegte, hatte ich ihn dort kennen gelernt.

Göde war schon seit längerer Zeit von Leipzig hinweggegangen. Einer seiner innigsten Freunde, der Besitzer von Frohburg, Baron v. Blümner, hatte mit ihm eine gemeinschaftliche Reise nach London und Paris gemacht. Von dem Charakter des letztern Ortes und Frankreichs überhaupt, seiner ganzen Natur

---

*) Nach eben eingezogener Erkundigung ist Doktor Burkhardt schon vor einiger Zeit gestorben.



und Weise nach, nicht sonderlich angesprochen, war Göde späterhin, hauptsächlich wegen der beabsichtigten Herausgabe seines Werkes über Großbritannien, allein nach London zurückgekehrt. Zufolge meiner neusten Nachrichten, lebte er damals jedoch schon lange wieder in Göttingen, und zwar hatte er die Rechtswissenschaft, sein Hauptfach, völlig aufgegeben und sich vorzüglich der Naturwissenschaft mit größtem Fleiße gewidmet. Sein Hauptzweck dabei war das Studium der Medicin. So geheim er solches auch betrieb, so wollte man doch wissen, daß er in kurzer Zeit die größten Fortschritte darin gemacht und die Absicht habe, als ausübender Arzt nach London zurückzukehren.

So lieb es auch dem geheimen Hofrathe Eichstädt schien, Nachrichten von seinem alten Freunde zu bekommen, so wenig konnte er sich mit der letztern Nachricht befreunden. Sie machte vielmehr einen unangenehmen Strich durch seine Rechnung. Es waren nämlich damals mehre Professuren in Jena wieder zu besetzen und Göde's Gründlichkeit im Wissen, verbunden mit einer ganz vorzüglichen Gabe der Darstellung, erzeugten in Eichstädt den Wunsch, in seinem alten Freunde, der Universität einen tüchtigen Lehrer zu gewinnen. Er äußerte mir dabei die Hoffnung, Göde würde gewiß in dem Wirkungskreise, wozu er ihm zu verhelfen wüßte, sich wohlgefallen haben. Die

Möglichkeit, daß unser gemeinschaftlicher Freund dennoch vielleicht, im Falle eines in ökonomischer oder anderer Hinsicht ihm willkommenen Anerbietens, davon Gebrauch machen könne, bewog mich, den geheimen Hofrath Eichstädt doch zu einem Briefe an ihn zu ermuntern. Er versicherte mir auch beim Abschiede, daß er an Göde gewiß schreiben wolle.

In Weimar, wohin Arnold und ich am folgenden Vormittage fuhren, war natürlich mein Hauptwunsch, einige der dortigen Heroen der deutschen Dichtkunst und Literatur in Person kennen zu lernen. Von einem einzigen Tage, über welchen Zeitraum mein Reisegefährte Arnold den Aufenthalt daselbst nicht erstrecken konnte, ließ sich jedoch freilich nicht viel erhoffen. Göthe und Wieland blieben daher die ersten Gegenstände, nach denen ich hinstrebte, da Schiller eben abwesend und Herder ohnlängst verstorben war. Zugleich lag mir daran, Falk zu besuchen, dessen Bekanntschaft ich in Leipzig gemacht hatte. War er doch ohnehin, wegen seiner Verhältnisse mit Göthe und Wieland, derjenige, der mich benachrichtigen konnte, zu welcher Zeit ich ihnen mit meinem Wunsche, sie zu sehen, am wenigsten lästig würde.

Arnold begleitete mich zu Falk, auf dessen Thürschwelle die Freundlichkeit und Güte selbst uns in ihm und seiner höchsteinnehmenden Gattin entgegen kamen.

Kaum hatte ich Falk mein Verlangen eröffnet, so that er solches auch schon in einem Billet an Göthe, mit der Bitte um Bezeichnung einer Stunde zu meinem Empfange, kund. Die Antwort erfolgte unmittelbar darauf, sie lautete, daß Göthe von zwölf Uhr an zu Hause sein werde. Offen gestehe ich meine tiefste innigste Verehrung des Vollendeten, und daß schon beim Eintritt in sein Haus meine ganze Seele freudig war und zwischen Hoffnung und Furcht sich bewegte. Das Salve am Fußboden, womit der hohe Mann jedem Eintretenden sogleich sein Willkommen so freundlich ausdrückte, beschwichtigte einigermaaßen die letztre. Kaum hatte man mich im ersten Stocke in ein Zimmer geführt und dem Hausherrn Meldung von meiner Ankunft gethan, als auch schon Göthe erschien, ohngefähr in derselben Art gekleidet, wie späterhin Rauchs plastische, herrliche Nachbildung ihn so geistvoll und wahrhaft wiedergegeben hat. Seine Körpergröße und Haltung, das mächtig imponirende Jupiterhaupt, die mit starken Brauen regelmäßig überwölbten, dunkeln, ernsten Augen in dem edelsten Antlitz, das Alles zusammen bildete eine unübersteigliche Schranke um ihn her. Aber er selbst zerbrach sie unmittelbar darauf mit einem belebenden und erwärmenden Sonnenblicke, als die schön geschnittenen Lippen sich zur Rede öffneten. Nichts hat mir meine damalige Geistesverfassung

besser in's Gedächtniß zurückgeführt, als das, was der geniale H. Heine vor Kurzem von seinem Besuche bei Göthe berichtete. Wie Heine, und ohne Zweifel manche Andere, hatte auch ich mir oft und lange die Gegenstände bedacht, von denen ich, wo möglich, Gelegenheit nehmen wollte, zum Gespräch mit dem großen Manne. Aber Alles wie von einer Windsbraut gewaltsam hinweg geblasen aus meinem Gedächtnisse! Und wenn ich auch nicht gerade, wie Heine, von den schönen Pflaumen auf dem Wege nach Weimar mir Stoff zur Anknüpfung eines Gespräches herholte, so bin ich doch überzeugt, daß es mir wenigstens gewiß nicht gelang, einen bessern zu diesem Zwecke aufzutreiben. Da Göthe hörte, daß ich so eben das Weimarsche Schloß in Augenschein genommen, so erkundigte er sich, wie mir eine erst angekommene neue Landschaft von Hackert dort gefallen habe. Soviel ich mich erinnere, handelte sich's bei ihr nicht um eine große, kunstreiche Composition, aber sie zeugte von des berühmten Malers ungemeine Fertigkeit und sichrer Hand. Das äußerte ich rühmend. „Allerdings, antwortete Göthe, ist dergleichen ungemein verdienstlich und Hackert hat es sehr weit hierin gebracht. Zu weit, könnte man vielleicht sagen! denn er wird dadurch zu dem Irrthume verleitet, die Natur ganz auswendig zu wissen und ihr ferneres Studium entbehren

zu können. Gleichwohl ist in der Malerkunst wie in allen Künsten, die Natur die ewige Quelle, aus der auch der Vollendetste nie aufhören darf, fortdauernd zu schöpfen. Denn sie ist unerschöpflich und nur auf diesem Wege das wahrhaft Lebendige zu ergreifen und wiederzugeben."

Dann brachte er unter anderm die Rede auf die Kunst und die Künstler Dresdens, namentlich auf Hartmann, dessen großem Gemälde des Aeneas, so wie der Zeichnung, des von den Furien gepeinigten Orest, er vollen Beifall ertheilte. Nach des trefflichen Landschaftmalers Mechau neuesten Kunsterzeugnissen fragte er ebenfalls. Besonders kam auch auf eine bekannte sehr große und ausgezeichnete Landschaft dieses Künstlers die Rede, die Flucht nach Aegypten darstellend. Göthe wünschte den Preis davon zu wissen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß sie eine Zierde des Schlosses zu Weimar abgeben könnte. Ich unterließ auch nach meiner Heimkehr nicht, ihm davon Nachricht zu ertheilen. Doch möchte wohl die Höhe des verlangten Preises einem günstigen Erfolge der Verhandlung entgegenstehen. Es ist mir nicht bekannt worden, in welchen Besitz diese Landschaft, nach Mechau's bald nach dieser Zeit erfolgtem Ableben, gerathen. Noch immer aber schweben mir die Vorzüge der durch gewaltige Eichenwipfel im Vorgrunde, herrliche

Gebirgsmassen in der Mitte und eine mit der Luft halbverschmolzene, blaue Form, mächtig wirkenden Darstellung, recht lebendig vor Augen. Auch auf die, den Gedanken des Künstlers aussprechende Staffage unter der Eiche, Maria mit dem Kinde und Joseph, war die rühmlichste Sorgfalt verwendet. Dabei erinnere ich mich eines, Angesichts dieser Landschaft, vorgefallenen Ereignisses. Der, leider, auch seitdem verstorbene berühmte Baukünstler, Weinbrenner, aus Karlsruhe, besuchte seinen alten, werthen Freund, Mechau und ergötzte sich ungemein an den mannigfachen Erzeugnissen seiner Kunst, besonders auch an diesem wahrhaft imponirenden Gemälde. Nur mit einer Idee schien er sich nicht recht befreunden zu können. Der Künstler hatte nämlich zur Leitung und zum Schutze der nach Aegypten Flüchtenden einige Engel angebracht, deren Köpfchen mit den Flügeln allein sichtbar waren. Die übrigen Theile der Gestalten entzog ein blauer Nebel dem Auge des Beschauers. Mechau mochte eine Einwendung an seines Freundes Gesichte abmerken, dessen Blick lange an diesen Engelsköpfchen haften blieb. Er drang daher in ihn, mit der Sprache herauszugehen. „Ei, ei, Freund Mechau" — erwiederte Weinbrenner, in seiner schwäbischen Mundart — „wasch werde zu diese Engelsköpfche die Atheischte sage?" „Hm, hm!" — hustete Mechau —

„was kümmern mich die Atheisten? Ich pflege nur für gute Christen zu malen!“

Noch erkundigte sich Göthe nach den neuesten Leistungen eines mit ungemeinem Talent begabten, damals in Dresden lebenden jungen Zeichners und Malers Namens Runge, an dessen sehr frühzeitigem Tode die Kunst ohne Zweifel eine wichtige Einbuße erlitt. Runge hatte sich besonders durch ganz eigenthümliche Kunstwerke, allegorische Zeichnungen, hauptsächlich religiöse und poetische Ideen aussprechend, deren Gestalten er, und zwar oft überaus sinnig und erfreulich, mit der Form der Arabeske zu verschmelzen wußte, eine große Zahl Freunde und Bewunderer erworben. Aber eben dieses verleitete ihn, statt nach Vervollkommnung in der Kunst, ihrem ganzen vielgestaltigen Wesen nach, zu streben, aus dem sehr beschränkten Kreise, für dessen Schöpfer er sich betrachten konnte, wenig oder gar nicht weiter herauszugehen. Es konnte kaum fehlen, daß bei der steigenden Bewunderung vieler von seinen Werken hingerissenen Enthusiasten, er, das Einseitige der genommenen Richtung verfolgend, immer tiefer in die Darstellung mystischer Gegenstände gerieth und so eine Menge wesentlich gleicher Zeichnungen entstand, denen er jedoch den verschiedensten Sinn unterzulegen versuchte. Die damals in Büchern und Gesprächen so häufige Jonglerie mit

den Worten: Liebe, Religion und Poesie, betrieb er nach seiner Weise in Bildern und wirklich klang es recht angenehm berauschend, wenn der junge, wohlgebildete Mann mit der Miene und der Begeisterung eines Sehers vor seiner neuesten Schöpfung stand und die Gestalten derselben durch einen blendenden Strom gefälliger Rede mit einem Leben erfüllte, welches ohne diese oft Niemand in ihnen geahnet haben würde.

Wäre dem genialen Runge nicht ein so kurzes Lebensziel gesteckt gewesen, so würde er gewiß von selbst von dieser einseitigen Richtung noch in Zeiten sich entzogen haben.

Göthe äußerte seinen Beifall über mehre der frühern Productionen Runge's, die er gesehen hatte. Was aber soll man sagen — fügte er hinzu — wenn ein Künstler nichts weiter machen will, als solche Dinge? Was kann die Kunst dabei gewinnen?

Erst später gerieth ich auf den Gedanken, daß Göthe wohl mit diesem Ausspruche, wie mit dem frühern, wo er Hackert, wegen nicht hinreichender Betrachtung der Natur bei seinen späteren Kunstproduktionen tadelte, mir zugleich einen lehrreichen Wink habe geben wollen.

Als ich von ihm schied, äußerte er wohlwollend, ich möchte bei einem nochmaligen Besuche Weimars

längere Zeit darauf verwenden und nicht vergessen, wieder zu ihm zu kommen.

Der Eindruck von der ganzen Gestalt und dem Wesen des unsterblichen Mannes auf mich, als ich die durch sein Walten für immer geweihte Stätte verließ, war so mächtig, daß ich, wenn meine Verhältnisse damit zu vereinigen gewesen wären, lieber sogleich Weimar für immer zu meinem Aufenthalte erkoren hätte, um von den Gedanken seiner persönlichen Nähe fortdauernd erquickt und erhoben zu werden. —

Ein ungemeines Verdienst hat sich der wackere Falk durch das nachgelassene Werk: „Göthe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt," erworben. Ohne den Commentaren über Göthes Poesie und einzelne Parthien derselben ihren Werth im mindesten bestreiten zu wollen, dünkt mich doch Falks und Eckermanns Bestrebung hauptsächlich das eigenthümliche Innere des Unsterblichen, aus dem Umgange mit ihm geschöpft, darzulegen und uns mit seinen Urtheilen über eine Menge zum Theil äußerst wichtiger Gegenstände bekannt zu machen, vor allem andern lobenswerth. Diese Urtheile müssen das höchste Interesse aufregen, weil sie am besten dienen können, manche im geistigen Bilde von dem Verehrten gebliebene Lücke, die seinen Gegnern zu den Ausbrüchen ihres Widerwillens Gelegenheit bot, auf die seine Verehrer befrie-

digendste Weise auszufüllen. Nur ein Beispiel anzufüh-
ren: Wie höchst erfreulich wird man durch die S. 164.
fg. der Falkschen Schrift sich darthuende, innige Theil-
nahme Göthe's an dem von diesem geschilderten
trefflichen Charakter des Bruders Napoleons, Lud-
wigs, vormaligen Königs von Holland, erwärmt,
dessen Umgang dem hohen Dichter einige Zeit in Tep-
litz zu genießen vergönnt war.

Nebenher hat auch diese Schilderung von einem
Kenner wie Göthe, noch an sich einen ungemeinen
Werth. Unter allen vier Brüdern des großen Kaisers
der Franzosen, steht bis jetzt die geistige Gestalt keines
einzigen in recht kräftigen Umrissen vor uns. Selbst
Lucians Charakter ist, grade an den hauptsächlichsten
Stellen, noch sehr umwölkt und seine Schrift über die
hundert Tage *), worin er den Kaiserglanz Napoleons
als einen Nebel erscheinen läßt, aus dem er zu seiner
Zeit herauszutreten beabsichtigt hätte, **) hat die den
Charakter des Fürsten von Canino umhüllende Wolke
eher noch verdichtet, als ihn in ein helleres Licht ge-

*) La verité sur les cent-Jours, par Lucien Bonaparte, prince de Canino. Paris 1835.

**) Lucian sagt dort unter anderm: „Napoléon considéra l'empire comme une dictature nécessaire à la France jusqu' à la paix générale; et les bases



stellt. Um so wohlthuender findet man sich von dem so gefühlvollen, als umständlichen Ausspruche über das ganze herrliche Wesen eines Königs angeregt, dessen wahrhaft fürstliche Größe erst dann von seiner hohen Stirne strahlte, als diese des Hauptschmuckes wieder entledigt war, indem ihm eine ganz eigentliche Dornenkrone aufgedrückt worden. In wie tiefes Leid mag den vormaligen König noch ganz neuerlich das unbedachte Unternehmen seines Sohnes in Straßburg versenkt haben! —

Schon wegen Mittheilung dieser einen Charakterschilderung des Königs von Holland, durch Göthe's Meisterhand, verdient der gute Falk den Nachruf unseres innigsten Dankes. Wie herzergreifend ist es nicht, Göthe am Schlusse noch äußern zu hören:

„Ich kann sagen, wo ich in meinem Leben das Glück hatte, einer solchen wahrhaft sittlichen Erscheinung zu begegnen, sie mich ausnehmend anzog und erbaute, wie ich denn auch in dieser Zeit meinen Freunden in Teplitz sehr oft zu sagen pflegte: man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt. Mit großer Seelenerhebung gestand ich es mir

---

jetées par lui pour la reconstruction d' un patriciat prouvent que la monarchie constitution — nelle était le but definitif de sa politique.“



selbst, wenn ich ihn so ein Paar Stunden gesehen und gehört hatte: Wenn dieses anmuthig zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Wesen, in so großen, ungeheuern Weltverhältnissen. Das konnte, solltest Du als Privatmann in beschränkten Kreisen nicht dasselbe leisten können, oder wenigstens Muth und Hoffnung aus seinem Beispiel zu schöpfen im Stande sein? Es läßt sich schon ahnen, daß ein aller sittlichen Anerkennungen so fähiges und schönes Gemüth auch vor dem Charakter aller nordischen Völker und ihres Thuns und Lassens eine gleichsam angeborene Ehrfurcht in sich trägt. Daher zeigen sich im Könige von Holland stille Anneigungen zu Preußen und Sachsen. Man möchte wohl mit dem Schicksale rechten, wofern nicht andere und tiefere Pläne desselben im Hintergrunde der Zeit liegen, die wir nicht zu errathen im Stande sind, daß es grade seinen Bruder und nicht ihn zum Könige von Westphalen machte."

„Ernst mit Sitte verbunden, beide ohne die geringste Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend eine trübe Beimischung von Furcht und Aberglauben, grundredlich und grundgütig zugleich — sollte man nicht glauben, daß dieser Charakter Vortreffliches oder Schätzenswerthes an sich trägt, eine innige Verbindung, ja Durchdringung einzugehen? Aber auch in solchem an sich so

erwünschten Falle würde schwerlich so viele angeborene Herzensgüte, wenigstens auf keine Weise mit Beibehaltung von Ludwigs Verhältniß zur französischen Nation sich auf die Länge frei und selbstständig behauptet haben, und es würde nur allzubald wiederum eben so wie in Holland gegangen sein. Sein Reich ist nicht von dieser Welt und noch weniger von dieser Zeit."

Wer kann in solchen Ausbrüchen des wärmsten, innigsten Gefühls, die an unserm größten Dichter so oft und frevelhaft bezweifelte Hoheit und Schönheit eines liebenden Herzens verkennen?

Und welche köstlichen Aufschlüsse geben die Eckermannschen Gespräche mit Göthe *) im Allgemeinen, über die Ansichten des hohen Meisters von so vielen wichtigen Dingen und besonders auch von dem Wesen der Menschen. Wer fühlte sich nicht innigst erwärmt von folgenden Ausspruche des Unvergeßlichen:

„Wenn einer 75 Jahr alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt der Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist, ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die blos unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber

---

*) Gespräche mit Göthe 1823 bis 1832 von Eckermann. Zwei Theile. Leipzig 1836.



eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

1 Theil S. 145.

Von dem wahrhaften Reichthum an trefflichen Werken über Göthe sind hauptsächlich auch Carus Briefe über seinen Faust*) durchaus nothwendig, gelesen und studirt zu werden. Bis jetzt ist es zwar nur bei dem ersten Hefte geblieben. Aber dasselbe enthält auf nicht mehr als 88 Seiten einen solchen Schatz von befriedigenden Gedanken und Bemerkungen über den höchstwichtigen Gegenstand, daß gewiß Niemand das aus 3 Briefen bestehende Werk ohne das Gefühl des innigsten Dankes gegen den tiefdenkenden Verfasser aus der Hand legen wird. Als ein recht lehrreicher Beitrag zur Critik der Urtheile über Göthe ist der Aufsatz von St. Schütze nicht zu übersehen, welchen die Nummern 1, 2 und 3 der Zeitung für die elegante Welt vom Jahre 1837 enthalten. Endlich gebührt auch aufrichtiger Dank und Anerkennung, dem unter dem Titel: Göthe und seine Widersacher, zu Weimar 1837 erschienenen, ersten Bändchen eines Werkes von Dr. Reck. Ohne des Verf. Ansichten über vieles die deutsche, wie die ausländische Literatur Betreffende, allezeit theilen zu können, habe ich mich doch durch das

*) Leipzig 1835.

Ueberzeugende des meisten von ihm zu Beleuchtung des unsterblichen Dichterfürsten Ausgesprochenen, ungemein angezogen und befriedigt gefunden.

Bei Wieland hatte Falk, der grade Mittags dort zu Gaste war, mir Erlaubniß eines Besuchs mündlich auszuwirken versprochen. Unmittelbar nach Tische erhielt ich auch aus Wielands Hause ein Billet, dessen Aufschrift mir sehr bekannt erschien. Es war von Böttiger, wie die Unterzeichnung sagte, mit dem ich, wegen einiger Beiträge zu dem, damals durch ihn redigirten Journale des Luxus und der Moden, bereits Briefe gewechselt hatte. Er befand sich gleichfalls bei Wieland zu Gaste und zwar ohne Zweifel zum letzten Mal, da er so eben im Begriff stand, seine Stelle als Gymnasium-Director und Ober-Consistorialrath zu Weimar mit dem Amte eines Pagen-Studiendirectors in Dresden zu vertauschen. In Wielands Namen rief er mir ein schriftliches Willkommen zu. Es bewährte sich durch die Freundlichkeit, mit welcher der heitre Greis mich in seinem Hause, im Cirkel der ihn eben umgebenden Freunde empfing, unter denen auch Falk und Böttiger war. Vermöge seiner Werke und der von ihm vorhandenen, guten Porträts, hatte sich längst schon ein Bild des Dichters und seiner Weise in mir erschaffen. Es war ein vollständig gelungenes, wie ich nun fand; denn ich wüßte nicht, worin seine

zehende Erscheinung von diesem Bilde wesentlich verschieden gewesen wäre. Auch die Falten des Alters hatten dem Vereine von Verstand, Witz, Zärtlichkeit und Milde, welche hauptsächlich seinen literarischen Charakter bildet, die äußere Anmuth nicht zu entziehen vermocht. Uebrigens kann es kaum eine tiefere, durch alle Zustände seines vielgestaltigen, geistigen Lebens gehende Charakteristik unseres modernen Aristipp geben, als Göthe solche zu seinem Gedächtnisse in der Maurerloge Amalia zu Weimar gehalten hat. Sie befindet sich S. 233 des 32. Bandes der Taschenausgabe von Göthe's Werken und gereicht zugleich diesem, als Freundschaftsmonument zur größten Ehre. —

Der Beitrag einer komisch gehaltenen Erzählung zu dem belletristischen Journale, „vierteljährliche Unterhaltungen" betitelt, an dessen Spitze der besonders als Verfasser des „heimlichen Gerichts" und Herausgeber mehrer politischen Zeitschriften, z. B. der Friedenspräliminarien, der allgemeinen Zeitung hochgeschätzte L. F. Huber stand, hatte mich schon einige Zeit zuvor in einen mir großes Interesse gewährenden Briefwechsel mit diesem gebracht. Er erschien darin als ein vom Schicksal durch manche düstre Straße geführter, sehr achtungswerther Mann. Noch am Ende des Jahres 1803 nöthigte ihn das Verbot der allgemeinen Zeitung, sich von Stuttgart nach

Ulm zu wenden. Hier lebte er Anfangs, während seine Familie noch in erstgenannter Stadt zurückblieb. Alte und neue Freunde, und darunter auch der berühmte Buchhändler Cotta, dessen er mit Liebe gedenkt, suchten ihm die Dornen möglichst aus dem Wege zu räumen. Seine große Ansicht von der Welt, sein leichter Sinn half ihm vollends

So schrieb er mir in den letzten Tagen jenes Jahres: „Mein Sinn kommt leicht auf den Gedanken: dolor hic proderit olim und weiß diesen Gedanken sehr vielfältig zu deuten."

Nach einem andern Briefe an mich, vom 12. Juli des folgenden Jahres, war ihm bereits ein neues Leben aufgethan. Er pries darin die vortreffliche baierische Regierung, bei welcher er als Landesdirectionsrath angestellt war, und die seinem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er rühmte ihre liberale Absicht, ihm nicht alle literarische Muße zu rauben und sprach untern anderm: „Wirklich befinde ich mich nun auf dem Punkte, von welchem aus ich mehr ohne Sorge an solche Bedürfnisse denken kann, die mir als Hausvater Pflicht sind. Mein Glück war, an dem Chef unserer Provinz einen trefflichen Mann zu finden. Der mir wohler wollte, als ich es Anfangs ahnete."

Leider, wurde der wackere Huber, der kaum errungenen sorgenfreien Lage nicht lange froh. Schon am

24. December desselben Jahres starb er, ohngefähr vierzig Jahr alt, an einer Brustentzündung.

Seinem Tode gingen einige traurige Ereignisse voran. Zwei geliebte Kinder entzog ihm das Grab. Eins davon, eine Tochter von acht Jahren, welche noch zwei Stunden zuvor die Eltern durch ihre frische Jugend erfreut hatte, wurde zu schnell vom Herzen des zärtlichen Vaters gerissen. Man kann wohl in dieser Wunde den Anfang zu seiner letzten, unheilbaren suchen.

Für die Abendzeitung, welche unter meiner Herausgabe mit dem folgenden Jahre begann, war Hubers unerwarteter Tod, nach den großen Hoffnungen, die ich mir auf seine Theilnahme gemacht hatte, ein recht wesentlicher Verlust. Obschon mit der Parthei des „Freimüthigen" verbündet, wich doch Huber völlig ab von der Gesinnung derselben. Eigentliche literarische Partheilichkeit schien nur so fern in ihm Platz zu finden, als die Leidenschaft sich gegen offenbare Angriffe heftiger Widersacher zuweilen wider Willen seiner Feder bemächtigte. Nimmermehr aber würde dieser Kritiker auch das Werk seines bittersten Feindes verunglimpft und angefeindet haben, wenn ihm dasselbe als gut erschienen wäre. Ein solcher Mann konnte, wenn er des neuen Blattes sich mit annahm, diesem zu einer mächtigen Stütze gereichen.

Der „Freimüthige“ hatte nach seiner immer offener heraustretender Partheisucht, der Zeitung für die elegante Welt schon dadurch eine feindliche Stellung gegen sich aufgedrungen, daß die von ihm Angegriffenen sie zum Organ ihrer Vertheidigung erwählen mußten. Zwischen den beiden feindlich einander gegenüber stehenden Blättern schien ein drittes, Gedeihen finden zu können, welches, die in immer größere Häßlichkeit ausgeartete Sprache der Leidenschaft vermeidend, ihr Ziel den Gebildeten zur Unterhaltung zu dienen, auf ruhigem, freundlichen Wege zu erreichen strebte. Die Abendzeitung sprach sich darüber aus, daß sie kein Partheiblatt sein wollte und eben darum schmeichelte ich mir, den Beitritt recht vieler würdigen Mitarbeiter zu erhalten. Auf meine Einladungen geschahen mir auch eine Menge tröstlicher Zusagen, so daß das Werk mit freudiger Hoffnung begann. Unter anderm versuchte ich meinen alten Freund Rebmann, der bald nach seinem, früher gemeldeten Verlassen Dresdens, im vollen Strudel der französischen Revolution gerathen und mir völlig verloren gegangen war, für die Abendzeitung zu gewinnen. Zufolge der mir von einem durch Dresden Reisenden nicht lange zuvor von Rebmanns Schicksalen, mit denen er genau bekannt sich zeigte, mir geschehenen Mittheilungen, war Rebmann, hauptsächlich durch den Gesandten der französischen

Republik in Hamburg, den nachherigen Grafen Reinhard, protegirt, nach Paris gelangt. Gute, allgemeine Rechtskenntnisse und ein in den Stürmen der Zeit gereifter Verstand, verbunden mit dem besten Willen gemeinnütziger Thätigkeit, hatten ihm bald daselbst einen bedeutenden Einfluß erworben. Aber sein Sinn für Rechtlichkeit und Ehre und ein unerschütterlicher Muth, gegen Mißbräuche aller Art anzukämpfen, sollte der ausübenden Macht in Frankreich sogar, Besorgnisse von seiner Nähe erregt haben und seine Beförderung zum Tribunalrichter zu Mainz, in anderer Hinsicht, als eine Verweisung zu betrachten gewesen sein. Durch nützliche und umsichtige Thätigkeit in dem neuen Geschäftskreise wurde seine besondere Würdigkeit dazu hinreichend bewährt. Aber der Freimuth, mit dem er nicht aufhörte, sich zu äußern, sollte nach jenen mir gemachten Eröffnungen, das ausübende Directorium in Frankreich zu seiner Entfernung aus dem Gebiete der damaligen französischen Republik bewogen, die Mainzer Bürgerschaft jedoch mit Vorstellungen nicht eher nachgelassen haben, als bis der treue Beschützer ihrer Rechte, in Rebmann ihnen zurückgegeben worden. Später wurde er, ebenfalls als Tribunalrichter nach Trier versetzt.

Rebmann kam meiner schriftlichen Aufforderung mit aller Freundschaft entgegen. Von ihm waren z. B.

die in den Nummern 43 bis 45. der Abendzeitung von 1805 abgedruckten, geistvollen Fragmente aus der Beschreibung einer Reise an der französischen Gränze.

Die Beiträge mehrer, damals vorzugsweise geachteter Erzähler, dienten bald dem neuen Blatte zur Empfehlung bei einer großen Anzahl von Lesern. Eine andere Klasse der letztern fühlte sich durch Aufsätze wie den von Göde über den „großen Jahrmarkt zu Amsterdam" besonders angezogen. Allein, ohngeachtet meiner brieflichen Nothrufe fehlte doch in Kurzem der Nachhalt. Unter einer Unzahl eingehender, großer und kleiner Abhandlungen und besonders auch Poesien war oftmals nicht eine von der Art, wie ich sie erwartete, nicht eine, die zu brauchen gewesen wäre. Es traten höchst unerfreuliche Pausen dieser Art von vielen Wochen ein, und nur der Umstand, daß die Zeitung nicht mehr als zwei Blätter wöchentlich zu liefern hatte, machte mir es zuweilen möglich, Material zur Gnüge für ihre Füllung aufzutreiben, das aber freilich den Schein des Einförmigen nicht immer vermeiden konnte. Die ganze Art, der für solche Blätter am besten geeigneten Schriftstellerei, war noch nicht so verbreitet und ausgebildet, wie sie es neuerlich immer mehr geworden ist. Grade das, was der Freimüthige in seinem Wahne eines großen Werthübergewichts über die Zeitung für die elegante Welt, dieser als den größ-

ten Fehler anrechnete, die Mannichfaltigkeit des von ihr Dargebotenen und daß solche auch viel Mittelmäßiges und manches ganz Geringhaltige nicht verschmähte, war das Zeichen, unter dem sie über ihn in der allgemeinen Meinung triumphirte. Hofrath Spazier ihr Herausgeber, suchte der eigentlich feinen Welt der höhern Stände, pikante und schmackhafte Schüsseln darzubieten, doch er wußte auch, daß sie zur Abwechselung ihre Aufmerksamkeit nicht ungern langen, dürren Beschreibungen von Hofceremonien und dergleichen zuwendete. Nebenher kamen ihm Beiträge von wahrhaftem Werthe, wenn sie keine allzuernste, lange und langweilige Physiognomie annahmen, sehr gelegen. Bei Gründung seiner Zeitung hatte Mahlmann ihn in der Organisation ihres Innern geholfen. Spazier war aber durch seine Gewohnheit des Umgangs mit Vornehmen und die mannichfachsten Lebenserfahrungen überhaupt, mehr vielleicht als irgend-ein Anderer geeignet, das Werk praktisch zu leiten und mit steter Hinsicht auf das besondere Bedürfniß des Augenblicks fortzuführen. Eine Art von Partheilosigkeit, die ihm wirklich eigen war, öffentlich darzuthun und die von Kozzebue und Merkel ihm gemachten Beschuldigungen durch die That zu widerlegen, bewog ihn in seiner Zeitung zuweilen sogar heftige Angriffe gegen solche ihrer Mitarbeiter aufzunehmen, die ihr zur Stütze und

besondern Ehre gereichten. Das Blatt, welches sie enthielt, war aber gewöhnlich noch nicht gedruckt, als er die Angegriffenen selbst in einem freundschaftlichen Briefe davon benachrichtigte und zu seiner Entschuldigung anführte, daß sie zu erhaben wären über dergleichen, einzig den Urhebern zur Schmach gereichenden Verunglimpfungen. Besonders wußte der gewandte Mann auch die Leserinnen mit freundlichem Stoffe zur Unterhaltung zu versehen und durch eine, so geschickte als rastlose, Correspondenz die verschiedenartigsten Mitarbeiter sich zu erhalten und immer inniger zu verbinden. Gleiche Mannichfaltigkeit war, sogar, wenn die übrigen Umstände sich günstiger gestaltet hätten, der Abendzeitung schon darum schwerlich zu erwerben, weil sie, wie bereits erwähnt worden, wöchentlich nicht mehr als zwei halbe Druckbogen Inhalt darbot. Alle in der Folge erschienenen, ähnlichen Unterhaltungs-Journale bewiesen es; daß sie erst nach erfolgter Vermehrung ihrer anfänglich gering gewesenen Blätteranzahl zu einem bedeutendern Absatzte gelangten. Am förderlichsten würde letztern noch die Nennung mehrer hochgeachteter Namen, unter den darin vorgekommenen Aufsätzen, gewesen sein. Auch hierin aber wären damals viele angesehene Schriftsteller weit zurückhaltender als heutzutage. So wollte Göde als Verfasser des Aufsatzes über den Amsterdamer Jahrmarkt unge-

nannt bleiben. G. Schilling hatte den allerliebsten Erzählungen: Die Wasserprobe und der Probierstein nicht seinen ganzen Namen beigefügt. Kind versagte mehrern seiner Beiträge ebenfalls die Unterschrift. Apel unterzeichnete die meisten der seinigen mit Z. August Gottlob Eberhard, schon damals be- besonders durch „Ysop Lafleurs sämmtliche Werke" dem Publikum sehr vortheilhaft bekannt, gehörte auch zu denen, welche ihren Aufsätzen in der Abendzeitung ihren empfehlenden Namen vorenthielten.

Diese mancherlei Umstände und die Vermuthung, daß wenn auch der Vertrieb der Abendzeitung zunehmen sollte, solcher doch mit den bei Gründung derselben gehegten Erwartungen in keinem Verhältniß stehen würde, verleideten mir die Redaktion immer mehr, so daß diese auch, vermöge einer zwischen mir und meinem Freunde Arnold getroffenen Uebereinkunft, im folgenden Jahre auf einen beim Hofrath Böttiger als Hauslehrer stehenden, jungen thätigen Gelehrten, Namens Hartmann, überging. Das Publikum auf mein Zurücktreten vorzubereiten und ihm zugleich einen Wink auf die mancherlei ganz im Widerspruche stehenden Forderungen der Leser zu geben, ließ ich in die Blätter vom 4. bis 7. December ein Gespräch in Reimen einrücken, das im Wesentlichen nichts, als die Wahrheit enthielt, wenn man die scherzhafte Einklei-

dung davon hinwegnimmt. Unstreitig waren die, nach der Schlacht bei Jena immer drückender auf der deutschen Literatur lastenden, politischen Verhältnisse Ursache, daß die Abendzeitung, an der ich auch unter dem neuen Herausgeber in der ersten Zeit ziemlich thätig mitarbeiten half, schon am 31. December 1806 völlig entschlief.

Nach vieljähriger Pause ist sie bekanntlich im Jahre 1817 unter Friedrich Kinds und Theodor Hell's Leitung endlich wieder in das Leben getreten. Die Namen der Herausgeber, eine reiche Unterstützung durch angesehene Mitarbeiter, die ansehnliche Vermehrung ihrer Nummern und die überhaupt für dergleichen Unternehmungen weit günstiger gewordenen Umstände haben die Zeitung so nach und nach dergestalt in Schwung gebracht, daß sie noch immer, und zwar neben einer Ueberzahl von Schwestern, ihre Existenz mit gutem Vortheile zu behaupten weiß. Vom Anfange des Jahres 1836 an, ist auch ihr Verlag an den, die Redaktion schon seit vielen Jahren allein betreibenden, Theodor Hell übergegangen, der inzwischen einen empfehlenden literarischen Ruf gewonnen hatte.

3.

Trauerspiele: Gabriele d' Estrees und der Zug nach Palästina. — Regisseur Opitz. — Einleitungen zur Aufführung des Zuges nach Palästina. — Johann der Fünfte Graf von Armagnao, Trauerspiel. — Reise nach Schlesien. — Meine Schwester in Hirschberg und deren Familie. — Schicksal des Verhängnisses. — Regierungsrath Geier und Familie. — Kriegsvorbereitungen. — Durchreise des Freiherrn von Stein. — Zustand der Leinenmanufactur. — Jeremias Kießling. — Warmbrunn. — Theater. — Prorector Körber. — Gebrüder Contessa. — Liebwerda. — Kriegsannäherung. — Durchzug mehrer Regimenter. — General Schimmelpenning. — Abreise von Hirschberg. —

Zunächst gedenke ich hier meiner Versuche in der Tragödie, welche hauptsächlich in die damalige Zeit fallen. Der erste hatte die Geliebte Königs Heinrich des Vierten, Gabriele d' Estrées zum Gegenstande. Heinrich war dargestellt auf dem Punkte, wo er mit Gabrielen die Krone Frankreichs zu theilen denkt. Gabriele fühlt einen innern Widerstand, den ihre Verwandten und Freunde durch Zureden, auch Vorstellung des Schimpfes, bloße Mätresse des Königs zu sein, zu bekämpfen suchen. Um dem Pariser Volke, welches, mit falschen Vorspiegelungen Margarethens von Valois und der Prinzen vom Geblüt getäuscht, Gabrielens Frömmigkeit bezweifelt, einen Beweis von dieser zu geben, will der König auf Antrieb seines

Beichtigers Renatus Benedict, daß Gabriele das Ende der eben stattfindenden Fastenzeit nicht in Fontainebleau, wo sie jetzt mit Heinrich lebt, sondern in der Hauptstadt zubringen soll. Doch soll sie den grünen Donnerstag in der Antonskirche in Begleitung von des Königs Schwester und den Herzoginnen von Guise der Vesper beiwohnen, um ihr bald darauf folgendes Thronbesteigen, gleichsam einzuleiten.

Die Abendzeitung gab, nebst einigen Proben, unter anderm das Lied einer herumziehenden Harfenspielerin. Zu Gabrielen hereingerufen, singt das Mädchen dieses zur Harfe. Friedrich Rochlitz, dem ich es mittheilte, hat mich damals überaus angenehm mit der Güte überrascht, es auf sehr ansprechende Weise in Musik zu setzen.

Vielleicht erwirbt dieser empfehlende Umstand mir Verzeihung, daß ich das kleine Lied hier beifüge:

Der Nachen taumelte weit in's Meer
Mit dem schönen Mägdelein.
Da warfen die Wellen ihn hin und her,
Und schafften der Dirne viel Pein.
Zum Nachen sprangen sie gar hinein,
Befleckten zu großem Leid
Ihr weißes Lilienkleid.

„O hätt' ich doch nimmer dem schwanken Kahn
Auf spiegelnder Fluth vertraut,
An's Ufer geht er nicht wieder hinan!"
So weinte die Dirne laut.

Da raunten die Fluthen: „Bist unsre Braut,
„In unserm wogenden Schoos
Wirst Du die Flecken erst los.“

Betrübt sah sie in's Brautbett hinab,
Es klangen so dumpf und bang
Die Wogen da drunten wie um ein Grab
Der düstere Leichengesang.
Und wie das Mägdlein die Hände rang
Und jede Hoffnung verlor,
Da grünt' ein Eiland hervor.

Und munter eilte der Kahn hinzu
Und der Blumen Freudenglanz
Und der frischen Bäume zärtliche Ruh
Entzückten die Dirne schon ganz.
Da schritten noch Knaben in frohen Tanz
Mit Jungfrau'n an der Hand
In lilienweißem Gewand

Wie drauf das Schifflein zu landen kam,
Da tanzten die Paare nicht mehr.
„Für Dich ist hier nirgend ein Bräutigam!“
So scholl es heraus in's Meer.
„Sieh nur auf die reinen Gewande her,
Wer möchte den Lilienschein
In Deinen Armen entweihn?“

Und die Bäume rauschen in wildem Zorn
Und die Blume senkt den Blick,
Und plötzlich tritt eine Wand von Dorn
Zwischen's Mägdlein und ihr Glück.
Nun wirft das Ufer den Kahn zurück,
Umsonst ist Aechzen und Flehn,
Sie muß in der Fluth vergehn.

Gabrile, auf das tiefste ergriffen von dem sie treffenden Inhalte, sagt, nachdem die Harfenspielerin wieder hinweg ist zu ihrer Vertrauten Labretonniere:

Das, Manon, war mir keine Davidsharfe!
Das Eiland glänzte ganz wie Frankreichs Thron.
Und in den Fluthen donnerte mein Schicksal!

Ohne Zweifel hätte der Schluß des Trauerspiels besser zu diesem Ausrufe gestimmt und überhaupt eine günstigere Wirkung hervorgebracht, wie ich mir ihn Anfangs auszuführen dachte. Der Geschichte nach, erkrankt Gabriele in der Antonskirche zum Tode. Als Veranlassung nimmt man entweder eine Vergiftung bei dem diesem Kirchenakte vorangegangenen Diner, oder eine Erkältung in der Kirche an. Meinem ersten Plane nach, sollte die Szene in letzterer von einem starken Gewitter begleitet und ihr Tod die Folge eines mächtigen Donnerschlags sein, wobei es übrigens zweifelhaft blieb, ob sie von letzterm wirklich berührt worden, oder ihr Ableben blos eine Folge des heftigen Schreckens gewesen, dessen Gewalt von ihrer Unruhe, ihrem Gewissen, verstärkt worden. Mehre sehr achtbare, literarische Freunde riethen mir jedoch, von dieser Idee abzugehen, worin ich ihren Vorstellungen auch nachgab.

Im Ganzen litt freilich das Trauerspiel, welches im Jahre 1805, gedruckt erschien, an erheblichen Mängeln überhaupt. Einer der Hauptcharaktere, Heinrich der Vierte, war nicht genug herausgehoben und auch die übrigen zu wenig mit scharfen Umrissen versehen

und in Kontrast gestellt. Dazu war die Heldin nicht französisch genug gedacht und besonders der aus tugendartiger Verkehrtheit zu ihrer Ermordung entschlossene Clermont, welcher durch die Macht ihrer Schönheit zu ihrem Beschützer umgestaltet wird, ebenfalls viel zu sehr mit deutscher Sentimentalität aufgefüttert, um sich als einen Franzosen mit Anstande produciren zu können.

Das hätte ich mir damals freilich nicht eingebildet. Daß aber kein Theater Notiz von dem gedruckten Trauerspiele zu nehmen schien, brachte mich allerdings immer mehr zu dem Glauben an die muthmaasliche Unwirksamkeit desselben von der Bühne aus. Gleichwohl heilte mich diese Vermuthung keinesweges von dem krankhaften Wunsche ein ander Mal den schwierigen Kunstzweig besser kultiviren zu helfen. Die Geschichte der Kreuzzüge erschien mir als ein schönes Feld zu Unternehmung eines neuen Versuches. Ein Trauerspiel mit Namen: Der Zug nach Palästina, kam zu Stande.

Dem ersten Akte ging ein Prolog voran. Auf dem grünen Platze vor einer Burg, steigt, nachdem sich eine sanfte Musik noch einige Augenblicke nach aufgezogenem Vorhange hören lassen, der Geist der Ritterzeit im Harnisch aus der Erde und spricht:

Versunkner Zeiten Geist tret' ich hervor,
Wie mir's des Dichters kühner Ruf geheißen:
Der Väter Sitzen will ein tapfrer Chor
So eben sich zum heil'gen Krieg' entreißen.
Mit Thränen lagern sich die Frau'n ins Thor,
Die Braut versucht der Liebe zarte Weisen,
Und Mann und Jüngling fühlen auf der Schwelle.
Der Burg zugleich den Himmel und die Hölle.
Wohl Mancher opfert der Geliebten Sehnen
Des Kreuzes Schmuck, den seine Schulter trägt,
Doch sehn die Meisten in der Frauen Thränen
Ein trüglich Netz, vom finstern Geist gelegt
Und retten durch die Flucht ihr frommes Wähnen,
Eh noch die Klage ihren Muth erschlägt.

(Er deutet auf die Burg.)

Auf jene Burg, im rothen Morgenblicke,
Kehrt jetzt mit mir nach meiner Zeit zurücke.
Doch wollet ob der Helden Thun und Lassen,
Nicht Eurer Weisheit engen Busen fragen,
Im glaubenlosen Kreis kein Urtheil fassen,
Deß was gerecht in jenen gläub'gen Tagen.
Aus allen Zeiten sieht in großen Massen
Die Folgezeit des Irrthums Dunkel ragen,
Mit Dampf umhüllt sich jedes Licht hienieden
Erst droben, ist das reine uns beschieden.

(Er geht in die Burg.)

Der darauf folgende erste Akt stellte die innere Zerrüttung der Zurückbleibenden in der Burg und die Hoffnungen der unter Trompetenklang abziehenden Kreuzritter dar.

Am Schlusse erscheint wieder die Dekoration vor der der Prolog gehalten wurde. Der Geist der Ritterzeit kehrt aus der Burg zurück und spricht:

Die Krieger gehn, von allen Seiten sprühen
Der Speere Funken aus den grünen Wiesen,
Es schließt sich Schaar an Schaar, die Herzen glühen
Und was sie preßte, fühlt sich fortgewiesen.
Die ird'sche Liebe kann nicht mehr erblühen,
Wo nur des Glaubens goldne Blüthen sprießen.
Der Heimath Glück, der Trennung herbe Qual
Verschwindet vor des fernen Lichtes Strahl.
Die Zukunft aber sendet Klagetöne,
Unzählbar, in die hohen Lobgesänge,
Und blutig lohnt der wilde Sarazene
Den Eifer der siegreichen Christenmenge,
Wie mancher Vater sieht die tapfern Söhne
Dahin gestreckt im feindlichen Gedränge!
Doch ruht Antiochia schon, die große
Umthürmte Stadt in der Erlösung Schoose.
Dort werdet Ihr die Ritter wieder schauen,
Die Ihr so eben muthig scheiden saht.
Sie dringen hin durch Blut und Tod und Grauen

Und dann verfinstert sich auf's Neu' ihr Pfad,
Der Mangel kämpft mit ihrem Gottvertrauen,
Und Heidenheer' umlagern rings die Stadt.
Doch plötzlich will ein gnädig Wunderzeichen
Den Gläubigen die Zweifel all' verscheuchen.

(Der Geist verschwindet.)

Nachdem die herabgefallene Gardine wieder aufgezogen worden, ist eben in Palästina von diesem Wunderzeichen, dem durch des Gekreuzigten Blut geweihten Speere, den man aufgefunden hat, die Rede. Die nun folgenden vier Akte bieten eine Menge durch die feindseligen Umstände herbeigeführte, zum Theil recht trostlose Verhältnisse und Verwickelungen dar.

Bei gegenwärtigem Stücke schlug ich jedoch einen andern Weg ein, als bei Gabriele d' Estrées. Es sollte für das erste nicht gedruckt werden. Ich wendete mich an den Schauspieler Opitz, Regisseur der Franz Secondaschen, damals in Winter zu Dresden und im Sommer zu Leipzig sich aufhaltenden Schauspielergesellschaft, mit der Frage, ob es sich zur Aufführung eigne.

Man könnte wohl eine kurze Skizzirung der vorzüglichsten Mitglieder dieser Gesellschaft von mir erwarten. Daß sie unter andern in Christ, Thering, Bösenberg, Schirmer und den Damen Hartwig, Zucker, Schirmer, recht ausgezeichnete besaß, wird

man mir zugestehen. Allein theils ging mir das Bestimmte der Umrisse ihrer Eigenthümlichkeiten verloren, theils ist der Zeitraum, in dem diese Bühne vor meinen Augen lag, wirklich zu ausgedehnt und der Wechsel sehr ausgezeichneter Künstler darin allzu groß. Selbst das beste Gedächtniß würde nicht hinreichen, sich alle eigentliche Kunstnotabilitäten zurückzurufen, um auch nur unter ihnen eine Auswahl, so viel möglich nach Recht und Billigkeit, zu treffen. Nur des Regisseurs zu jener Zeit, von der hier eben die Rede ist, glaube ich Erwähnung thun zu müssen. Meines Erachtens geschah dem Schauspieler Opitz oft gewaltiges Unrecht. Hauptsächlich suchte man ihn durch den Namen Routinier herabzusetzen. Allerdings war Opitz ein Routinier, aber in der besten Bedeutung. Man mußte es ihm lassen, daß er wirklich auf der Bühne wie in seinen vier Pfählen sei. Und das eben ist die Tugend, die an den meisten seiner, zum Theil sehr talentvollen, Nachfolger vermißt wurde. Er war der Mann gar nicht, der über die wichtige Betonung und Aussprache eines Wortes in seiner Rolle nachgrübelte. Vielleicht hatte er zuweilen vor der Generalprobe kaum daran einen besondern Gedanken gehabt. Aber der ihm angeborne Takt ließ ihm gewöhnlich zur rechten Zeit auch das rechte Wort im Augenblicke finden. Wenn einer für einen geborenen Schauspieler

gelten kann, so war es Opitz. Figur, Gesicht, Anstand, Stimme, Haltung, Alles, mit Einem Worte, stand bei ihm in schönster Harmonie. Er pflegte seine Rolle mit großer Virtuosität im Ganzen aufzufassen und das Einzelne, wie Worte, Ton und Miene, fand sich von selbst. Er erschien auf der Bühne als ein Fürst, voller Absolutismus und Legitimität. Keinesweges aber zeigte sich das in jenen Marionettenhochmuthe, wodurch der gemeine Comödiant so lächerlich wird, sondern vielmehr in einer Herablassung und Milde, welche das Wort: Noli me tangere! einleuchtend und würdevoll ausspricht. Dagegen wußte er in der Periode der Ritterschauspiele genau, welchen hohen Grad von Wuth und Raserei das Publikum an einem nordischen Recken oder Seekönige vertragen konnte, und der Metallreichthum seiner kräftigen Stimme riß nicht selten, sogar die Gebildeteren, in den Drang applaudiren zu müssen, mit hinein, dem sich die Menge mit Händeklatschen und Bravorufen ganz schonungslos hingab. Und wenn Opitz am folgenden Tage etwa in der Rolle eines Hofkavaliers aus den Zeiten Ludwigs XIV auftrat, so erkannte kein Mensch in der gratiösen Abgeschmacktheit des Wurmes, welchem der Speichel seines Herrn die süßeste Speise dünkte, die grobe, plumpe Ritterseele wieder, die vier und zwanzig Stunden früher in ihrem stählernen Futterale so wild

und ungeberdig herumgetobt hatte. Auch in der alten, noch immer nicht ganz vom Repertoir verschwundenen Posse: die Drillinge, verstand Opitz die charakteristische Verschiedenheit der drei Brüder, die er vorzustellen hatte, so anmuthig herauszuputzen, daß dem an sich ziemlich mattherzigen Stücke, der größte Beifall niemals fehlen konnte. Einzig erschien Opitz in den Chevalierrollen und überhaupt in Charakteren der feinen, lustigen, geschmeidigen und anstandvollen Gattung. Im Schwätzer, auch einer Posse aus alter Zeit, deren Fortkommen in der jetzigen von der Art, wie die Hauptrolle exekutirt wird, bedingt ist, war er kaum zu übertreffen. Des Regisseurs Opitz Bedenken gegen mein Trauerspiel waren allerdings nicht gering. Schon die Einleitung durch den Geist der Ritterzeit, verdiente, als etwas Ungewöhnliches, einigen Tadel. Sodann war das Stück zu lang. Es hatte nicht hinreichende, sogenannte Abgänge, d. h. bekanntlich Phrasen, welche den Schauspielern durch ihren Glanz ein starkes Applaudissement sichern. Seine übrigen Ausstellungen sind mir entfallen. Genug, nach einer Revision, deren ich mich unterzog und meiner dem Regisseur nachher ertheilten Erlaubniß, alles für überflüssig von ihm Geachtete, dem Stücke ohne Rücksicht auf meine Vorliebe für manche getadelte Stelle, hinwegzunehmen, sollte es wirklich aufgeführt werden. Auch

wurde dem Geiste des Ritterthums, in der Voraussetzung, daß das während der letzten Zeit an manche Neuerung gewöhnte Publikum seine Existenz nicht übel nehmen würde, Toleranz zugesagt.

Aber je länger sich die Auflösung verzögerte, destomehr verließ mich auch die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg. Ein hauptsächlicher Grund zu meinen Besorgnissen lag in der offenbaren Abneigung, welche Schauspieler und Schauspielerinnen damals noch gegen die von ihnen „ästhetisch" gescholtenen Stücke, das hieß, Stücke in metrischer Form, zu hegen, laut eingestanden. Trotz meinem Hoffnungsmangel aber wurde wieder eine neue, sogenannte dergleichen ästhetische Tragödie, versucht. Schon hatte ich aus der Geschichte Johanns des fünften, Grafen v. Armagnac, welcher vermöge einer zu Rom erschlichenen Erlaubniß, sich mit seiner Schwester trauen ließ, ein neues Trauerspiel vollendet, als mein Trauerspiel: das Verhängniß, unter dem Titel „der Zug nach Palästina" in Leipzig aufgeführt werden sollte. Viel zu sehr voll von der Ahnung eines unerfreulichen Resultats, um mich dadurch zur Reise dahin aufgefordert zu fühlen, verfolgte ich vielmehr den Wunsch meines Herzens, in einem Ausfluge nach Hirschberg, wo die inniggeliebte Schwester und ihr mit gesunden Kindern reich angefülltes Haus mir auch, für den mir immer wahrscheinlicher werdenden theatrali-

schen Unfall in Leipzig die freundlichste Entschädigung versprachen. Meine Unglücksahnung bewährte sich. Mitten in dem mir so lieben Menschenkreise und der pittoresken Umgebung zu Hirschberg wahrhaft beglückt, erhielt ich eines Tages einen Brief. Die Adresse war von einer, mir ganz unbekannten anscheinend einer Knabenhand geschrieben. Der kurze Inhalt des von Leipzig datirten Briefes, mit denselben völlig unreifen Buchstaben aufgezeichnet, würde mir ohne das Wort Leipzig und ohne den Titel meines Trauerspiels, nicht einmal verständlich gewesen sein. Obschon ich den Brief keineswegs vernichtete, sondern nur zu andern Papieren legte, habe ich ihn doch später, als ich ihn suchte, nicht wieder auffinden können. Soviel ich mich erinnere, beschränkte er sich im Wesentlichen auf die Bitte, daß ich das Publikum künftig mit dergleichen theatralischen Werken verschonen möchte. Unterzeichnet war er B—r. Zu sehr vorbereitet auf einen ungünstigen Erfolg der Aufführung meines Stückes, verletzte mich dieser weit weniger, als der Gedanke, daß der mir völlig unbekannte Briefschreiber — aus der ganzen Art der Fassung seiner Zeilen ließ sich das schließen — keinen Zweck dabei gehabt haben konnte, als mir eine Kränkung zuzufügen, obschon ihm die Fähigkeit ganz gefehlt hatte, sie mit einigem Witze empfindlich zu machen. Außer einem Freunde und dem,

mit diesem vertrauten Regisseur Opitz hatte ich übrigens keinem Menschen von meinem Trauerspiele gesagt und diese beiden mir die Gewährung der Bitte, eine gleiche Verschwiegenheit gegen Jedermann über den Namen des Verfassers zu beobachten, zugesichert. Wie auch der mir übelwollende Briefschreiber hinter den Namen gekommen war,*) so beschloß ich doch weder an jenen bewährten Freund, noch auch an Opitz jemals ein Wort über die Sache, aus eigener Anregung zu verlieren. Allerdings hätte ich gern etwas Näheres über die Aufführung des Stückes selbst erfahren. Allein die Zeitungen, welche solche Dinge gewöhnlich verhandelten, kamen mir in Hirschberg nicht zur Hand und so mußte sich meine Neugier bis zur künftigen Rückkehr nach Dresden gedulden. Hier erwähnte späterhin auch ein guter Bekannter, der leider, sehr frühzeitig verstorbene Historiker Dippold, jenes Briefes mit V—r unterzeichnet. Aber er konnte mir ebenfalls weiter nichts über den Ursprung desselben sagen, als daß aus den krummen Wegen zu schließen,

*) Erst jetzt gerathe ich zufällig auf Nummer 47 der Abendzeitung vom Jahre 1806 und finde, daß mein Geheimniß in dieser Sache schon damals durch irgend Jemand verletzt oder ausgespürt sein muß. Denn diese Nummer kündigt geradezu von Leipzig aus an, daß nächstens ein neues Stück „von F. Laun“ „der Kreuzzug nach Palästina“ auf dortigem Theater gegeben werden solle.

die das versiegelte Papier genommen, diesem nicht viel Gutes zuzutrauen gewesen sei. Lachend bestärkte ich ihn in dieser Meinung, ohne jedoch des Inhalts desselben weiter im mindesten gegen ihn zu gedenken. Beim Zusammenkommen mit Opitz vermied ich, da er selbst nicht von dem Trauerspiele anfing, dasselbe im Gespräche zu berühren. Dagegen deutete eine angesehene, mit ihm im freundschaftlichsten Vernehmen stehende Schauspielerin, wahrscheinlich unter der Voraussetzung, die genauern Umstände könnten mir nicht unbekannt geblieben sein, offenbar darauf hin, daß ihr, welche selbst auf eine Hauptrolle darin große Mühe verwendet und sie trefflich dargestellt haben soll, die Ursache der ungünstigen Aufnahme des Stückes nicht klar geworden. In einem öffentlichen Blatte, wenn ich nicht irre, der Zeitung für die elegante Welt, fand ich auch die Verwunderung über den Fall des Stückes ausgesprochen und dessen angeblich empfehlenswerther Seiten Erwähnnng gethan.

Doch ich kehre zu meinem Aufenthalte in Hirschberg zurück. Dort bereits durch wiederholte Besuche recht einheimisch geworden, vergaß ich mein theatralisches Mißgeschick in Kurzem völlig. Außer dem eingebornen höchst freundlichen Hause meines Schwagers, in dem ich wohnte und glücklich war, stand mir zunächst eins der ersten der Stadt offen, an welches ich

nie ohne die Gefühle der innigsten Ergebenheit und Dankbarkeit denken werde. Das Haupt desselben, der Regierungsrath Geier, Allen, die mit ihm in näherer Berührung standen und vorzüglich auch der Freimaurerverbrüderung als ein Mann von mannichfachem Wissen, ewigreger und ungewöhnlicher Kraft und Gewandheit des Geistes, auch nicht zu ermüdenden Eifer in Förderung alles ihm als zweckmäßig, gut und gemeinnützig Erscheinenden bekannt, war mir mit besonderer Neigung zugethan. Seine Familie gehörte zu den liebenswürdigsten, die mir jemals vorgekommen sind. Eine Gemahlin voll Freundlichkeit und Anmuth wußte sie, die oft zu große Strenge seines tiefen Ernstes zu mildern und auszugleichen. Der Sohn, ein junger hoffnungsvoller und wohlgestalteter Mann von akademischer Bildung stand bereits damals, wenn ich nicht irre, zu Breslau in Staatsdiensten, schien aber bestimmt und Willens zur künftigen Uebernahme einer Leinwandhandlung in der benachbarten, reizenden Stadt Schmiedeberg, die der Vater einstweilen nebenher mit Hülfe eines Buchhalters, selbst verwaltete. Zwei reizvolle Töchter von der höchsten geistigen Ausbildung waren der Stolz der Eltern und ein besonderer Schmuck des gleich den Bewohnern, an Nettigkeit nicht zu übertreffenden, in jeder Beziehung einladenden und wohleingerichteten Hauses.

Vermöge der ungewöhnlich ausgebreiteten Bekanntschaft des Regierungsraths Geier, nicht allein im Königreiche Preußen, sondern in ganz Deutschland und auch in weiten entlegenen Ländern, kamen nur wenig angesehene Fremde nach Hirschberg, ohne Empfehlung an dieses Haus. Und schwerlich wird einer, der eine solche Empfehlung nur einigermaßen verdiente, Ursache haben, über die Aufnahme darin im mindesten zu klagen. Es verging mir nicht leicht ein Tag ohne einen Ausflug dahin und war ich ja einmal ausgeblieben, so geschah am folgenden Tage gewöhnlich die Anfrage, ob ich unwohl gewesen. Nicht selten machte ich auch, bald mit der ganzen Familie Geier, bald mit ihrem Haupte allein, Parthien in die wundervolle nahe und ferne Gegend. Auf einem benachbarten Berge, der Helikon hauptsächlich darum, genannt, weil ein vormaliger sehr verdienter Stadtdirektor, Namens Schönau den Musen daselbst Sitze errichtet und manche andere Einrichtung in Bezug auf die heiligen Neun getroffen, hatte der Regierungsrath Geier, Friedrich dem Großen, seinem Idole, einen geschmackvollen Tempel erbaut, wohin wir nicht selten wahlfahrteten. Auch in dem, dicht unter der Schneekoppe so reizend liegenden Schmiedeberg, habe ich mehre Tage im dortigen Hause der Familie Geier mit dieser zugebracht. Es bereitete sich damals grade der Krieg mit Frank-

reich vor, und eben waren in Schmiedeberg durch die Nachricht, daß der Minister Freiherr v. Stein durch die Stadt reisen würde, alle Fenster der schönen Straße, welche er zu passiren hatte, mit männlicher und weiblicher Eleganz übervölkert. Aber je länger die Ankunft des ersehnten Mannes sich verzögerte, um so größer war auch das Bedauern der Mehrheit über die ihr widerfahrene Täuschung. Um nämlich im Freien die schöne Gegend besser zu genießen, hatte der Baron v. Stein seinen Platz im Wagen, mit einem auf der diesem vorangehenden Droschke vertauscht, welche von den Meisten kaum eines Blickes gewürdigt worden war.

Auf einer der Gebirgsreisen mit dem Regierungsrathe Geier, bekam ich Gelegenheit sein besonderes Talent zu Verhandlungen mit dortigen Webern zu bewundern. Wegen seiner gründlichen Kenntnisse unter anderm auch in der Leinwandfabrikation, bekanntlich einem in dortiger Gegend überaus wichtigen Gewerbszweige, über den er mehre sehr lehrreiche Abhandlungen hat drucken lassen, zum Vorsitzenden des Oberschauamts ernannt, lag ihm eben eine Bereisung des Gebirges ob. Von der damaligen Regierung zu Glogau mit schriftlicher Instruktion versehen, hatte er sich unter anderm mit den vorzüglichsten Webern über mehre von Seiten des Staats zur Unterstützung der Lein-

wandmanufaktur überhaupt und einzelnen Theilnehmern, an derselben zugestandenen Vergünstigungen und Erleichterungen und die ihnen dabei auferlegten Verbindlichkeiten zu besprechen. Die Vergünstigungen und Erleichterungen fanden, wie gewöhnlich, allgemeinen Beifall, nur die Verbindlichkeiten wollten manchem nicht einleuchten Es war merkwürdig, mit welcher Klarheit er auseinander zu setzen wußte, wie letztere in so genauem Zusammenhange mit den von ihnen gebilligten Vortheilen stunden, daß die einen ohne die andern gar nicht bestehen könnten. Noch merkwürdiger aber war im Falle einer deß ohngeachtet fortdauernden Verblendung, seine Kunst des Verfahrens, besonders durch die Abwechselung des gegen sie beobachteten Tones. Wenn seine Rhetorik die ganze Leiter der bittweisen Vorstellung bis auf die äußerste Höhe nutzlos hinaufgeklommen war, so versuchte er auf dieselbe Weise gegen sie die Leiter der Drohungen. Wo die Augen blind gewesen waren für die angenehme Perspektive der köstlichsten Ehrenzeichen auf die Brust und in die Knopflöcher, da wirkte er oft desto besser durch die ziemlich nahe Aussicht auf ein Correktionshaus, welches ihr gegen das Gemeinwohl der schlesischen Leinwandmanufaktur sich auflehnender Starrsinn ganz allein ihnen auferbauen könne. Und um den Remitenten, bei dem alle Freundlichkeit fruchtlos gewesen,

schon einen kleinen Vorschmack der künftigen Behandlung zu geben, pflegte er sich sogar dann zuweilen in die Anrede des Er, statt des Sie zu bedienen, wovon er jedoch beim geringsten Anscheine, daß der Halsstarrige sich zum Ziele legen wolle, auf der Stelle wieder abließ.

Fast immer folgte diesen, Anfangs gewöhnlich höchst unfruchtbar erscheinenden, Verhandlungen ein mehr oder minder vollkommenes Gelingen. Wer die eingewurzelten zur damaligen Zeit noch nicht im mindesten erschütterten Vorurtheile der dortigen Weber, einer in andrer Hinsicht im Allgemeinen sehr ehrenwerthen Volksklasse kennt, kann am besten beurtheilen, wieviel das sagen will.

Von gleichen Vorurtheilen trug damals die ganze Umgebung Hirschbergs recht traurige Spuren. Der sogenannte „dicke Schleier" ist ein Artikel, der seit undenklichen Zeiten in und um Hirschberg gefertigt worden und der hauptsächlich mit, zu dem vieljährigen Flore der dortigen Fabrikation, beigetragen hat. Er besteht in einem leinenen Gewebe, das wegen seiner minderen Dichtheit der eigentlichen Leinwand in den meisten Gegenden nachgesetz wird, in den überseeischen, heißen Ländern aber ihr, lange Zeit, vorgezogen wurde und ungemeinen Vertrieb nach diesen fand. Letzterer war jedoch durch die Umstände größtentheils ganz ab-

geschnitten. Statt dessen blüht der Handel mit eigentlicher Leinwand, wie sie in der Gegend von dem nahen Schmiedeberg, Landshut u. s. w. gefertigt wird, immer besser auf. Die meisten der mit nur allzu starken Vorräthen von dickem Schleier versehenen Handelshäuser Hirschbergs fanden sich daher genöthigt, für den Augenblick die Vermehrung derselben zu vermeiden und ihre Einkäufe blos der Leinwand zuzuwenden. Es mußte ihnen in jeder Hinsicht daran liegen, daß die Fertigung der letztern in der nächsten Umgebung zunahm, daher traten sie mit den Webern der dicken Schleier in Unterhandlung, wiesen sie auf die Nothwendigkeit hin, den Fleiß in Verfertigung ihres zeitherigen Artikels auf die Fabrikation der eigentlichen Leinwand überzutragen, erboten sich auch zum Theil, ihnen durch Vorschüsse oder Anschaffung der dazu nöthigen Werkstühle sowohl als des Materials, die Sache zu erleichtern. Aber ohngeachtet der kräftigsten Zureden, sich auf diese Weise in die Umstände zu fügen, war die Zahl der Weber, bei denen sie ihren Zweck erreichten, sehr gering. So klein auch der Unterschied zwischen der Weberei der dicken Schleier und der eigentlichen Leinwand und so leicht daher das Hinderniß dabei zu beseitigen war, beharrte doch die große Mehrheit bei der Fertigung des zeitherigen Gewerbszweiges, obschon er offenbar ziemlich ganz aufgehört hatte, ein

Nahrungszweig zu sein. Eltern und Großeltern hatten ihr Fortkommen durch denselben gefunden und so konnten denn auch sie sich von der trügerischen Hoffnung hierauf nicht losmachen. Wenn die köstliche Gegend, die unbeschreiblich reizende Straße zwischen Hirschberg und Warmbrunn, auf der einen Seite mit malerischen, zum Theil ganz abentheuerlich gestalteten Bergen besetzt, auf der andern einen lieblichen Garten mit Feldern und Fruchtbäumen bildend, aus denen nette Wohnhäuser dicht an einander gereiht einladend hervorblickten, dem Auge des fremden Besuchers immer neue anmuthige Punkte darbot, so raubte ihm die nähere Betrachtung zum Theil seine Freude wieder. Denn sogar um die Mittagszeit fehlte vielen jener zum Theil noch recht wohl erhaltenen Häuser der Rauch der Schornsteine. Auf dem Heerde einer Menge armer Weber und Spinner hatte schon seit geraumer Zeit keine Flamme tröstend geknistert. Andere hatten gar Haus, Garten und Feld öde stehen gelassen, um auf der Landstraße das Mitleid der Reisenden so lange anzuflehen, bis es ihnen gelang, durch Handhabung ihres ihnen näher als ihr übriges Eigenthum stehenbenden Schleierwebestuhls, anderwärts kümmerliche Nahrung zu erstreben. Leider fanden sie in der Regel nur allzubald, daß hierzu nicht die mindeste Aussicht vorhanden war. Noch Andere, in Männer-,

Frauen- und Kindergestalt, schwankten in der Stadt Hirschberg, wie bleiche, kraftlose Schatten, hin und her, den leinenen Sack voll unverkäuflich gewordener Werke ihres Fleißes, auf der Schulter tragend. Vergebens umlagerten sie, besonders an Markttagen, in düstern Gruppen die Kaufmannshäuser, wo sie vormals immer Absatz ihrer Webereien gefunden hatten. Aber wo die Thüre nicht gar verschlossen war, da fand wenigstens ihr Jammer gewöhnlich nichts, als das unfruchtbar, schauerliche Wort, daß unter jetzigen Umständen ein Waareneinkauf zu den Unmöglichkeiten gehöre. Nur einige Kaufleute gab es, welche der namenlosen Noth dieser armen Menschen nicht widerstehen konnten und daher ihre schon überfüllten Niederlagen noch eine lange Zeit durch Einkäufe mit unverkäuflicher Waare immer noch mehr anhäuften. Zu diesem gehörte hauptsächlich der schon sehr bejahrte, wahrhafte Ehrenmann, Jeremias Kießling. Der erste Juwel in der Hirschberger Kaufmannschaft, ein Mann von so ausgezeichneter Kenntniß und Intelligenz, als Herzensgüte, wußte er nur allzugut, daß unter den eingetretenen Umständen bei diesen Einkäufen keinesweges auf Gewinn, sondern einzig auf Verlust zu rechnen sei. Aber sein edles Herz betrachtete die nothleidenden Weber als diejenigen, denen sein anerkannt solides Haus, den Wohlstand zu verdanken hatte

und hielt sich für verpflichtet, der Fortdauer ihrer Existenz die größten Opfer so lange zu bringen, als sich solches mit seiner eigenen Existenz nur einigermaßen vertragen wollte. Der Name dieses Verstorbenen wird gewiß in vielen Herzen gesegnet fortleben und seinem, lange Zeit noch das väterliche Geschäft fort betreibenden, äußerst würdigen Sohne, Gottlob Kießling, der dem Vernehmen nach jetzt ein Staatsamt verwaltet, der reine Nachklang des wohlthätigen Wirkens seines Vaters für die dadurch vielleicht herbeigeführte Verminderung materiellen Besitzes, gewiß reichliche Entschädigung gewähren.

Das seiner kräftigen Heilquellen wegen berühmte Warmbrunn hatte gerade überaus starken Besuch. Besonders gewährte, das nicht lange erst in der Nähe des gräflich Schafgotsch'schen Schlosses aufgeführte stattliche Restaurationsgebäude, die Galerie genannt, den Gästen einen recht angenehmen Vereinigungspunkt. Nur eine neue Einrichtung wollte, wie ich hörte, vielen Anwesenden nicht recht schmecken. Ein öffentlicher Anschlag der Glogauer Kammer enthielt nämlich ein sehr scharfes Verbot des Hazardspiels und darunter hatte der Restaurant noch die unterthänige Bitte, um gefällige Berücksichtigung des Anschlags hinzugefügt. Dazu war sogar von Seiten der Kammer ein, über die genaueste Befolgung des Verbots Wache zu halten beor-

derter eigener Polizeikommissar, des Tages mehre Mal in den Zimmern des Galeriegebäudes zu sehen. Das hieß wirklich dem armen Glücke sein Aemtchen gewaltig schwer machen! Weil aber, der Sage nach, das Glück dem Geschick den Rang abzulaufen versteht, so vermuthe ich beinahe, daß es sich ziemlich vorheilhaft aus dem bösen Handel zu ziehen wußte. Der Mangel eines tiefer als zur Oberfläche gehenden Vereins der Badegäste, war jedoch im Ganzen wohl zu bemerken. Wenn auch die Mauern der geräumigen Galerie oft recht viele zusammenhielten, so sonderten sie sich doch im Innern desto sorgfältiger nach Stand und Würden von einander ab. Eine ganz eigene Kaste bildeten darunter die Honorationen der Stadt Hirschberg, welche ihren Nachmittag kaum angenehmer verbringen konnten, als in dem reizenden Beete beweglicher Blumen, das aus so vielen fernen Gegenden dort zusammengeflossen war.

Auch für die Abende der Badegäste bei schlimmem Wetter, war recht leidlich durch die an brauchbaren Mitgliedern keinen Mangel leidende Fallersche Schauspielertruppe gesorgt. Ihr Theater befand sich zu Hirschberg in einem öffentlichen Saale. Obschon körperlich mit einer tüchtigen Fettkruste überzogen und immobilisirt, half dem Direktor Faller doch eine vorzügliche geistige Gewandheit in schwierigen Fällen aus

der Noth. So wagte er, ich weiß nicht mehr, in welcher Oper, in Ermangelung eines passenden Rittersubjekts, seine Frau zum Ritter durch einen silberglänzenden Panzer umzugestalten, aus dem aber freilich das Uebermaaß guter Hoffnung, in der sie sich so eben befand, mit der ganzen, verwegenen Naivität einer Kotzebue'schen Gurli, unverkennbar hervorschauete. Ein keckes Unternehmen, aber Faller wußte wohl, daß seine Frau zu hübsch war, um eine Insülte von Seiten des Publikums befürchten zu dürfen. Dem Lachen, welches ihr Ritterthum in dieser Gestalt erregen mußte, wurde von dem Wohlgefallen an ihrer Person keine Explosion verstattet. Ein andermal siegte Fallers Ingenium rühmlichst über die allzuengen Schranken der dortigen Bühne. Es war im fünften Akt der Turandot. Nach der sorgfältigsten Raumberechnung blieb durchaus kein Platz weiter für einen Priester im Hintergrunde, daher denn statt eines lebenden, blos einer nebst dem Opferaltar im Bilde dort angebracht wurde. *)

Zu meinen Hirschberger Bekanntschaften gehörte unter anderm der Prorector Körber, ein in seinem

---

*) Dergleichen künstliche Nothbehelfe werden nunmehr schwerlich wieder vorkommen, da sie unfehlbar überflüssig geworden, seitdem der Besitzer Warmbrunns, Graf Schafgotsch, nach den neuesten öffentlichen Nachrichten, ein ohngefähr 600 Zuschauer fassendes Theater in Warmbrunn selbst hat bauen lassen.



Amte hochgeachter Mann, der sich auch durch seinen Witz und viel Annehmlichkeiten im Umgange auszeichnete, und Contessa der ältere, Bruder des durch anmuthige kleine Lustspiele und interessante Erzählungen sehr beliebt gewordenen Dichters. Auch dieser Bruder ist bekanntlich als Schriftsteller, obschon nicht mit entschiedenem Erfolge wie jener aufgetreten. Uebrigens galt er für einen überaus umsichtigen Kaufmann und hatte besonders auch eine vorzügliche Geschäftsfähigkeit bei der Zuckerraffinerie in Hirschberg bewiesen, die unter seiner Direktion stand.

Wenn Warmbrunn wegen der Mächtigkeit seiner ihr Heil, jeden Sommer an so vielen, oft für unheilbar geachteten Kranken beweisenden Quellen, wegen des dortigen, großen Zusammenflusses hauptsächlich auch vornehmer, Fremder aus den entferntesten Orten, wegen des glanzvollen Reichthums an Naturwundern, die unter dem stolzen Auge des Riesengebirges und seiner Schneekoppe, sich nach allen Seiten hin um dasselbe in schöner Mannichfaltigkeit ausbreiten, und wegen des vielfach sich darbietenden Vergnügens nicht unberührt von mir bleiben durfte, so kann ich mich auch nicht enthalten eines Badeortes zu gedenken, der, obschon ebenfalls äußerst reizend, doch in Hinsicht vieler Eigenthümlichkeiten im vollkommensten Gegensatze mit Warmbrunn erscheint. Es ist dies das etwa sechs Meilen

davon entfernt, ohnweit der Tafelfichte, in Böhmen gelegene Liebwerda. Außerdem, daß sein romantisches Thal der Gesundheit durch einen Sauerbrunnen zum Trinken und einen Stahlbrunnen zum Baden förderlich wird, zieht seine süße Stille auch solche Besucher, welche für den Reiz traulicher und anständiger Geselligkeit empfänglich sind, immer von Neuem unwiderstehlich dahin. Meine Fahrt geschah von Hirschberg aus, auf der Droschke des Regierungsraths Geier mit diesem und noch einen Freunde. Je weniger wir Ursache hatten, mit unserm Versuche eines kürzern Weges über den sogenannten kahlen Berg zufrieden zu sein, weil die an sich schon ungewöhnlichen Beschwerden dieses Weges, durch die Spuren reißender Gebirgswasser eben außerordentlich vermehrt worden, desto tiefer war auch der Eindruck des lieben, saubern, freundlichen Ortes auf uns. Alle Gesichter, auf die unsere Blicke trafen, sprachen ein einladendes Willkommen aus. Der Abend versammelte dort den größten Theil der Badegäste in dem dazu bestimmten geräumigen Gebäude. Aber keinesweges, wie in Warmbrunn, um sie durch die Schranken von Rang und Stand desto auffallender von einander zu sondern. Der Besitzer von Liebwerda, Graf von Klamm-Gallas, nahm mit seiner ganzen höchst interessanten Familie und mehrern ihm besonders Befreundeten Theil an dem Vereine

und zwar in einer Weise, durch welche jedem Gebildeten in dem anständigen Kreise recht wohl werden mußte. Keine Spur sichtbar, an allen zum Grafenhause Gehörigen, von der sogenannten „Herablassung,“ dieser die Personen, denen sie erzeugt wird, am drückendsten erniedrigenden Grimasse. Alles vielmehr war der reinste Ausdruck eines wahrhaft wohlwollenden, über Standes-Vorurtheil erhabenen Gemüths. Bei Tafel herrschten Anstand und Heiterkeit im innigsten Vereine. Kein Gedanke an die Tyrannei der Kartenblätter, den verderblichsten Zeitvertreib. Dagegen sammelte man sich um das Piano in einem benachbarten Zimmer. Jeder fremde Musikkundige war gern gesehen als aktiver Theilnehmer an den musikalischen Leistungen. Auch kleine Schauspiele wurden von der liebenswürdigen Grafenfamilie, zum Theil mit wahrhafter Genialität wie ich hörte, zuweilen aufgeführt, die den Kurgästen wie jedem andern Besucher Liebwerda's leicht zugänglich waren. Der Graf selbst hielt die freundliche Anfrage an ihm ganz Unbekannte, wie sie mit dem Pächter in Ansehung der Wohnung und Bewirthung zufrieden wären, nicht unter seiner Würde. Auch bemühte er sich sogar der kleinsten Unzufriedenheit, die er aus den Antworten schloß, auf der Stelle zweckmäßig entgegenzuarbeiten. Mit Einem Worte, ein gnügsames für die Reize ländlicher Natur und so an-

ständiger, als ungeschminkter Geselligkeit empfängliches Gemüth konnte sich kaum besser befinden, als in dem Bade Liebwerda. Besonderes Vergnügen gewährte mir eine, am Tage nach unserer Ankunft stattfindende Wallfahrt, nach der Kirche des benachbarten, von Bergen auf das anmuthigste umkränzten, Heindorf, wo, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, eine Menge hübsch aufgeputzter Verkaufsbuden nicht fehlten und der Sache ein munteres Jahrmarktartiges Ansehen verliehen.

Vorzüglich auch darum gedenke ich dieser gar erfreulichen Excursion nach Liebwerda, weil, wie man mir sagt, der jetzige Besitzer, ein Sohn des damaligen, ganz im Sinne seines verstorbenen Vaters hier waltet. Wenn auch manches Unwesentliche in der inzwischen verflossenen Reihe von Jahren sich umgestaltet haben muß, so soll doch der damalige Geist noch immer das Ganze beseelen, welches daher wohl verdient der allgemeinen Aufmerksamkeit genannt und empfohlen zu werden.

Die Vorbereitungen zum Kriege mit Frankreich hallten inzwischen, immer stärker, auch in dem tiefen Frieden des schlesischen Gebirges, in einer von Militärspuren damals ganz entblößten Gegend, wieder. Um so stärkere Sensation erregten die endlich in vollem Heldenschmucke und dem Geleite imponirender Musik-

chöre durchziehenden Regimenter. Die größte Achtung erzwang sich das köstliche Husarenregiment Schimmelpenning und besonders der ihm voranreitende General dieses Namens. Wie aus Einem Stücke nur mit seinem muthvollen Rosse bestehend, erschien er, ein gewaltiges Wesen aus den Zeiten der Centauren, in dessen eherner Haltung und glanzvollem Blicke man den Ruhm unvergänglicher Thaten schon im Voraus zu lesen meinte.

Diese Vorzeichen von dem Blut und Feuer verkündenden Schauer einer nahen Zukunft, bestimmten mich zur Beschleunigung meiner Rückkehr nach Sachsen. Meine Trennung von dem innig geliebten Schwesterhause und mehrern dortigen werthen Freunden, namentlich der mir unvergeßlichen Familie Geier, war bitter und schmerzlich, da der schwarze Schleier sogar die Grundlinien der Gestalt der Zukunft um so dichter verhüllte, je verwickelter die noch ganz unklaren, politischen Verhältnisse bei dem Einmarsche preußischer Truppen in Sachsen für mein Vaterland werden konnten.

4.

Das Regiment Schimmelpfenning. — Politische Ansichten. — Fernere Notiz über Göde. — Bangigkeit durch das Schwanken der Kriegsgerüchte. — Der 17. Oktober 1806 und Kurfürst Friedrich August. — Göde's Ankunft in Dresden. — Dessen spätern Schicksale. — Friedrich Augusts Annahme der Königswürde. — Das Lustspiel: Angeführt. —

Unmittelbar nach meiner Ankunft in Dresden zog dasselbe Regiment Schimmelpfenning auch durch diese Stadt, das ich schon in Hirschberg gesehen hatte. Die heroenartige Gestalt seines Anführers erregte hier ebenfalls die größten Erwartungen und eine fast allgemeine Bewunderung.

An der öffentlichen Meinung über die ganze Kriegsangelegenheit war eine ziemliche Spaltung wahrzunehmen. Die eine Parthei besorgte für Sachsen große Gefahr von dessen erfolgendem Anschlusse an Preußen, im Falle das Kriegsglück sich für Frankreich entscheiden sollte. Doch stand dieser Parthei eine weit stärkere in denen gegenüber, die den allerdings in den Umständen und gewissermaßen in der Nothwendigkeit, begründeten Anschluß um so mehr billigten und ihm den besten Erfolg prophezeihten, da die überallvorlautende Stimmung des preußischen Heeres von einer unwiderstehlichen Begeisterung zu zeugen schien. Die

Haltung der durchziehenden Truppen eignete sich vollkommen, diese fortdauernd im Wachsen begriffene Parthei in ihren Hoffnungen zu bestärken.

Mitten in dem Bericht dieser kriegerischen Aussichten und Anstalten erlaube ich mir hier ein ganz friedliches Bildchen einzuschalten. Man erinnert sich, wie ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Jena mich über meinen Freund Göde, damals dem Studium der Medizin zu Göttingen seine Kraft vorzüglich widmend, mit dem geheimen Hofrathe Doktor Eichstädt besprach und letzterer das Vorhaben gefaßt hatte, an ihn, wegen Uebernahme einer juristischen Lehrstelle auf der Universität Jena zu schreiben. Bei Göde's Enthusiasmus für das, von ihm mit dem größten Eifer, neuergriffene Studium besorgte ich sehr, daß Eichstädts Plan scheitern würde. Anfangs hatte dies auch so geschienen. Inzwischen verfehlte Eichstädt nicht, in wiederholten Briefen Göde'n vor dem gefaßten, gewagten Entschlusse eines Etablissements als Arzt in England, ernstlich zu warnen und versprach ihm, da er von der Jurisprudenz durchaus nichts mehr wissen wollte, auf den Fall, daß er nach Jena komme, eine außerordentliche Professur der Philosophie (anfangs freilich ohne Gehalt) auszuwirken. Und hierauf ging Göde ein. Er erhielt auch die vorerwähnte Professur und gedachte in Jena philosophische und historische

Vorlesungen zu halten. Bei einem vorläufigen Besuche in Jena äußerte er den Entschluß eines recht baldigen Antrittes seines neuen Lehramts. Seine Bekannten wollten indeß an ihm eine große Veränderung wahrnehmen. An die Stelle der jugendlichen Fröhlichkeit schien Triebsinn und Argwohn getreten zu sein. Ohne Zweifel ließ sich aus einem Zusammentreffen unglücklicher Umstände diese traurige Umwandlung erklären. In zweien Fakultäten, der juristischen und philosophischen, gleich fähig eine Professorstelle mit Auszeichnung zu bekleiden, war ihm, ohngeachtet der Anerkennung dieser empfehlenden Eigenschaften sowohl als seines hohen sittlichen Werths, noch immer die Sicherung seiner Zukunft nicht gelungen. So war er denn, offenbar durch Vorstellung seiner Freunde in London, zu dem allerdings etwas abentheuerlichen Plane, dort als Arzt aufzutreten, gelangt. Dem Vernehmen nach sollen auch seine medizinischen Kenntnisse zur Ausführung des Planes bereits völlig geeignet gewesen sein. Er war sonach mit dem berühmten Polyhistor des siebzehnten Jahrhunderts, Herrmann Conring zu vergleichen, wenn auch letzterer die Fertigkeit in der theologischen Wissenschaft vor ihm voraus hatte. Und nun nach diesem allen, eine mit keinem Gehalte verbundene Professur der Philosophie! Es war wohl nicht zu verwundern, wenn ihn, bei näherer

Beobachtung, der Mismuth anwandelte. Die Reue über die Annahme jener Professur peinigte ihn um so- mehr, da inzwischen seine ökonomische Lage, durch den ganz unerwarteten Verlust eines verwickelten Prozesses alle Aussicht auf die Verbesserung seiner, Lage durch den Nachlaß seines Vaters, ihm zugleich verloren ging. Nach mehrern dringenden Aufforderungen an ihn zum Antritt der übernommenen Stelle, erklärte Göde endlich, daß er außer Stande sei, sich solcher ohne Gehalt zu unterziehen. Da er auf abermalige Vorstellungen, die Annahme auch einer juristischen Professorstelle nunmehr nicht weiter verschmähen wollte und eben eine mit 200 Thaler Gehalt verbundene Professur des Lehnrechts erledigt war, so wurde er nach mancherlei beseitigten Hindernissen und nachdem er der Forderung, der bei Besetzung dieser Stelle mit konkurrirenden gothaischen Regierung, sich durch ein juristisches Buch zu legitimiren, mit Herausgabe seines Compendii juris Cermanici Genüge geleistet hatte, als Professor in Jena angestellt. Aber die große Beschränkung zu der ihn seine geringe Einnahme nöthgte, verstimmte ihn so, daß er an seinem neuen Aufenthaltsorte gar nicht recht einheimisch werden wollte. —

Die durch Dresden gezogene Truppenmasse, verbunden mit denen, die, nach eingegangehen Nachrichten auf andern Wegen der Gegend blutiger Entschei-

dung zugeströmt waren, spannten die Erwartungen der Einwohner immer höher und höher. Der ewig blaue Himmel, dazu eine für den Monat Oktober ganz ungewöhnlich warme Luft, lockte mehr Menschen als sonst in's Freie, theils um den so schönen Rest der im Scheiden begriffenen, angenehmen Jahreszeit nicht unbenutzt zu lassen, theils, um wo möglich von Freunden und Bekannten Mittheilungen, den Kriegsschauplatz betreffend, einzuziehen. Wie auf allgemeine Verabredung war, außer den, gierig verschlungenen politischen Zeitungen, jede andere Lektüre für den Augenblick suspendirt. Gewaltige Unruhe verbreitete endlich das Gerücht, daß man den Donner des Geschützes vor den Stadtthoren verehmen könne. So fern er auch geschildert wurde, so hielt man ihn doch immer für viel zu nahe. Nach Thüringen hinaus waren, das wußte man, die verbündeten Heere gezogen, jede Annäherung schien daher eine rückgängige Bewegung derselben zu verkündigen, da außerdem das Hören des Kanonenschalls wenig glaublich sich darstellte. Das Gerücht bewahrheitete sich indessen immer mehr und mehr. Schaarenweis strömten die Menschen, besonders vor Neustadt-Dresden zwischen dem Leipziger und Bauzner Thore, zusammen. Alles kam überein, daß die Töne, welche sich dort deutlich hören ließen, von nichts als Geschütz herrühren könnten und mörderischen Gefech-

ten und Schlachten angehören müßten. Eine große Beruhigung gewährte dabei die, zu gleicher Zeit durch eine Menge Privatnachrichten, einlaufende Kunde wichtiger, von den vereinten Heeren erfochtener Siege über die Franzosen. Mit geringer Unterbrechung dauerte der Kanonendonner fort. Der Umstand, daß er sich sogar noch mehr zu nähern schien, erweckte allerdings neue Unruhe und Besorgniß. Das eingetretene, gänzliche Schweigen der Leipziger Zeitung über die Vorfälle auf dem Kriegsschauplatze mußte die Angst der Erwartungen steigern. Aber nur, um die Hoffnungen desto höher zu spannen Tröstliche Notizen trafen von allen Seiten zusammen. Nach ihnen war die ganze französische Armee auseinander gesprengt und wenn das Näherrücken des Kanonendonners auch allerdings gegründet war, so eignete sich solches doch zu nichts weniger, als zu Erregung ängstlicher Gefühle, da es von einem versprengten, französischen Corps herrühre, das, die Gefangengebung aus Stolz verschmähend, in der Verzweiflung sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen denke. Leider, jedoch konnte dieser Trost von keiner Dauer sein. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, der Hof müßte ganz entgegengesetzte Nachrichten erhalten haben. Wirklich wurde auch im Schlosse alles so schleunig als möglich aufgepackt. Die allgemeine Bestürzung und Trostlosigkeit sagte aus:

dem Kurfürsten und seiner Familie bleibe nichts übrig, als sich der Gefangennehmung von den, ohne allen Widerstand in Eilmärschen anrückenden Franzosen, durch die schleunigste Abreise zu entziehen.

Wie durch einen bösen Zauber erschien plötzlich die Physiognomie der ruhigen Stadt Dresden ganz umgewandelt, beinahe alles häusliche Leben hatte aufgehört. Wen nicht Krankheit an seine Wohnung fesselte, der eilte der Hausthüre zu. Die ältesten Greise und Matronen, wie die jüngsten Knaben und Jungfrauen und die dazwischen liegenden, zahlreichen Abstufungen des Alters, wirbelten in den Straßen durch einander. Rang und Stand schien völlig aufgehoben und der Bettler, der irgend etwas auf die Gewalt der Umstände bezügliches Neues berichten konnte, war weit angesehener, als Männer mit den höchsten Orden und Auszeichnungen geschmückt. Besonders hoffte jeder beinahe, auf irgend einen zu treffen, der ihm sagen könne, was er zu thun und wo und wie er sich, seine Familie und sein Eigenthum vor feindlicher Raubgier zu sichern habe. Einem großen Theile der Menschen, machten die Reiseanstalten des Monarchen die meiste Unruhe. Kurfürst Friedrich August wurde mit Recht als das Palladium für Stadt und Land betrachtet. Mit weit größerem Rechte sogar, als das Alterthum an jenes himmlische Bild Minervas die Meinung

knüpfte, daß dessen Gegenwart Schutz und Schirm verleihe, konnte man dieß von einem Fürsten behaupten, dessen Weisheit Sachsen zuerst vom Abgrunde gerettet und sich dann während jeder der mannichfachen Phasen von Zeit und Verhältnissen, im höchsten Lichte bewährt hatte. Der Gedanke, seiner Gegenwart entbehren zu müssen, vermehrte das Grauen vor der nächsten Zukunft ungemein. Schon war der Abend hereingebrochen und noch immer wogte der Volkstrom durcheinander. Vorzüglich stark wälzte er sich über die öffentlichen Plätze und die lange, breite Schloßgasse, um am Schlosse selbst eine dichte, alles verstopfende Mauer zu bilden. Zu besondern Abflüssen dienten die allenthalben in der Stadt zerstreut herumliegenden Ressourcen, öffentlichen Restaurationen und Wirthshäuser. Das damalige, überhaupt vielbesuchte Schwarz'sche Kaffeehaus in der Schloßgasse, wimmelte von Menschen. Die Reibung der verschiedenen Meinungen und Urtheile war hier ungemein mächtig und scharf, da unter den Anwesenden eine Menge Fremde von ganz verschiedener politischer Farbe sich befanden. Je heftiger sie dabei wurden, desto größer auch die Andacht einer ziemlichen Parthie in die bescheidenste Stille zurückgezogener, ebenfalls ausländischer Zuhörer, die mir wie Wölfe in Schafskleidern vorkamen. Auch den Einheimischen entzogen diese dar-

um ihr Ohr nicht, die in ihrer jetzigen Angst schwerlich daran dachten, daß ihre Worte von den bescheidenen freundlichen Zuhörern zu Hause zu Papiere gebracht und so zu Gelde gemacht werden könnten. Wie aber früher Furcht und Schrecken auf die Gemüther der Menschen gewaltsam eingewirkt hatten, eben so plötzlich wurden diese finstern Gespenster von den Strahlen der Hoffnung wieder verscheucht, als die Kunde herbeieilte: Alles ist anders geworden im Schlosse, die Reise abgesagt, der Kurfürst bleibt! Die letzten drei kurzen Worte enthielten einen Wundertrank, dessen Kraft mit unglaublicher Schnelle jedes Glied und jede Ader der im heftigsten Fieber hin und herschwankenden Stadt heilend durchfloß. Noch wußte man nicht die Ursache seines Bleibens. Aber die Gewißheit, daß er den Beschluß gefaßt hatte, diente Jedermann auch zum Beweise der Güte und Tüchtigkeit dieses Beschlusses. Die unmittelbar zuvor von den dumpfen Tönen der Sorge und Angst allenthalben schaurig durchbebte Luft war plötzlich mit Freude und Jauchzen erfüllt. Vielfach erscholl daraus der gesegnete Name Friedrich August. Mächtiger als zuvor strebte die Volkswoge dem Schlosse zu. Die freudig aus den Herzen hervor brechenden Dankeslaute schienen die Nähe des Fürsten zu suchen, um als fromme Opferflammen vor ihm aufzulodern. Wer den merkwürdigen Tag in

Dresden erlebte, wird sich ohnfehlbar auch erinnern, daß es ein Freitag war; der 17. Oktober 1806.

Diesen Abend hörten die meisten nichts weiter, als daß die Abreise des Hofes, in Folge eines Kuriers vom Kaiser Napoleon aufgegeben worden, der einen Hauptsieg über die vereinten Preußen und Sachsen erfochten und dem Kurfürsten unter den ehrenvollsten Bedingungen seine Hand zur Freundschaft dargeboten habe.

Das erste Hauptgeschäft beinahe aller Einwohner Dresdens war daher am folgenden Tage die Erkundigungseinziehung über die nähern Umstände der wichtigen Kriegsbegebenheiten sowohl, als der kurfürstlichen Beschlüsse.

Das ungeheure Ereigniß und Resultat des 14. Oktobers, oder die Schlacht bei Jena, war bekanntlich von Alles erschütternden Folgen. Mit einer ungemein großen Anzahl preußischer, waren auch die sächsischen Truppen in Gefangenschaft gerathen. Einer der darunter befindlichen sächsischen Staabsoffiziere, der Husarenmajor v. Funk, war der Kurier vom Kaiser Napoleon gewesen. Ein Schreiben des letztern, wodurch Sachsen Neutralität und Freundschaft zugesichert wurde, hatte zur Abstellung der kurfürstlichen Reise Veranlassung gegeben.

In Geschäften vom frühesten Morgen bis in die

späte Nacht vergraben, war der für Sachsen immer mit treuester Vaterliebe besorgte Fürst, wochenlang kaum dazu gekommen, einige Mal sein Zimmer zu verlassen um frische Luft zu schöpfen, als er endlich am Abende des 22. Oktobers wieder der italiänischen Oper beiwohnte. Das Schauspielhaus war gedrängt voll Menschen. Man hatte nicht erwarten können ihn endlich wieder zu sehen. Die Freudenlaute und Dankesergüsse, mit denen er empfangen wurde, wollten kein Ende nehmen.

Am 24. Oktober erschien der französische Oberstlieutenant Thiard als Gouverneur von Dresden. Die Stadt ist seiner in der Verwaltung dieser Stelle bewiesenen Umsicht und Rechtlichkeit, hauptsächlich auch in Ansehung der von ihm bei Einquartierung der durchziehenden Truppen getroffenen Maaßregeln, keinen geringen Dank schuldig.

Welche Uebel auch die Umstände mit sich brachten und im Hintergrunde noch schlummern mochten, so fand doch Dresden in der Betrachtung einen großen Trost, daß es wenigstens mit einer unmittelbaren Berührung von den Kriegsereignissen verschont werden solle. —

Eben eines Abends meinem Nachdenken über manche künftige Möglichkeit hingegeben, am Schreibtische sitzend, höre ich Jemand im Vorgemache auf mein Zim-

mer zukommen. Welche Freude, in dem unmittelbar darauf Eintretenden meinen herzlieben Freund, den nun schon eine ziemliche Zeit als Professor der Rechte, bei der Universität Jena angestellten Göde, endlich einmal wieder zu sehen. Gar oft hatte ich in der letzten Zeit an ihn gedacht und nach schriftlichen Nachrichten von ihm mich gesehnt, der sich mitten im Strudel der verhängnißvollen Vorfälle befand. Aber meine Zufriedenheit, ihn, allem Anscheine nach, recht wohlbehalten, vor mir zu haben, erlitt eine große Störung, durch seine Mittheilungen. Obschon keine eigentliche Ursache vorhanden war, ihn mit Abneigung gegen seinen Wirkungskreis in Jena zu erfüllen, machten doch besondere, vielleicht zum Theil durch Hypochondrie — ohnstreitig einer Folge seiner übergroßen Studienanstrengung — veranlaßte, Umstände, daß ihm sein dortiger Aufenthalt nicht behagen wollte. Wer weiß indeß, ob er sich nicht wieder mit ihm versöhnt haben würde, hätten die Kriegsereignisse eine andere Wendung genommen. Aber der Gedanke des bevorstehenden Einrückens der Franzosen in Jena war mehr, als er, seiner Individualität nach, ertragen zu können glaubte. Bei einem wahrhaft kindlich, frommen Gemüthe war dem würdigen Göde doch die, jedem Menschen zu wünschende, Eigenschaft des leichten Sinnes völlig verloren gegangen. Schon die der Schlacht von

Jena vorangegangenen, für die Preußen und Sachsen so ungünstigen Gefechte, ließen keinen Zweifel, daß die Franzosen Meister der Stadt werden würden. Um jeden Preis glaubte Göde daher diese unverzüglich verlassen zu müssen. Da bei den kriegerischen Streifzügen in der Gegend ein Fortkommen mit Pferden zu versuchen, nicht rathsam erschien, so miethete er einen Mann mit einem Karren, ließ auf diesen eine Auswahl seiner Sachen und Bücher packen und war eben entschlossen, seine ganze übrige Haabe schutzlos zurückzulassen, um im Geleite des bepackten Karrens den Weg nach Gegenden einzuschlagen, die noch von der deutschen Armee besetzt waren, als Eichstädt und Andreä in sein Zimmer traten. Sie kamen eben aus der Senatsversammlung und suchten den bereits völlig Reisefertigen durch die Vorstellung der Gefahren, denen er bei der vorhabenden Reise sich aussetze, in Jena zurückzuhalten. Göde's Versicherung nach geschah ihm dabei der Antrag, ihnen zu folgen, zu dem mit einem Truppenkorps vor dem Thore lagernden französischen Marschall Lannes, um die Anrede an diesen zu halten und die Stadt seinem Schutze zu empfehlen. Achselzuckend äusserte hierauf Göde, indem er zum Fenster hinaus auf den bereits am Hause stehenden Karren deutete, sein Bedauern, daß sich die Sache durchaus nicht mit seinen unabänderlichen Vor-

haben vertrage, welches ihn zum entgegengesetzten Thore aus der Stadt führen werde.

Göde's Wanderung auf diesem Wege fehlte es nicht an manchem Abentheuer. Doch sind sie mir wieder entfallen. Große Noth machte ihm der Unglaube an die Wahrheit seiner Aussagen. Man versuchte zuweilen ihm die Unmöglichkeit zu beweisen, daß er an vielen Orten, die er als von Franzosen besetzt angegeben, auch nur die Spur eines Franzosen gewittert haben könne, und wollte daher oft böse werden, wenn er solche Beweise, durch Beziehung auf seine recht guten Augen, zu entkräften trachtete.

In der Folge zu einer juristischen Professur nach Rostock berufen, befand er sich schon auf der Reise dahin, als seine Ernennung zu einer gleichen Professur an der Universität Göttingen ihn nach dieser Stadt zu eilen bestimmte. Seit langer Zeit schon war sein sehnlicher Wunsch ein dortiges Etablissement gewesen, wo er sich besonders auch der vorzüglichen Gunst und Freundschaft des berühmten Heyne zu erfreuen hatte. Noch nie schien das Glück in so hohem Grade ihm wohlgewollt zu haben. Der ungemeine Beifall, den seine Vorlesungen in Göttingen fanden, befreundete ihn vollständig wieder mit einer Sphäre, welcher er noch gar nicht lange zuvor völlig den Rücken zu kehren dachte. Ein höchst willkommenes Feld bot ihm die in Folge

der politischen Umwandlungen veränderte Justizpflege dar, weil sie die Ausbildung der gerichtlichen Beredsamkeit nothwendig machte. Wie er aber sich selbst gewöhnlich in Allem nicht Genüge leisten konnte, so achtete er auch sein, auf die Basis der Römer und Britten gegründete System der Rhetorik nicht für ausreichend, zu den über diesen Gegenstand von ihm zu haltenden Vorlesungen. Daher holte er, die lange Zeit liegen gelassenen Studien der griechischen Sprache auf das eifrigste nach, um durch das innigste Eindringen in das Verständniß der unsterblichen Redner des alten Hellas den vorzutragenden Lehren eine noch höhere Weihe zu ertheilen. Leider, nahm, wie immer, wenn die Wissenschaft ihn begeisterte, seine feurige Seele zu wenig Rücksicht auf einen Körper, dessen Gesundheit am Ende doch den allzurastlosen geistigen Anstrengungen zu erliegen drohte. Ganz erschöpft von Studien und Arbeiten, welche vielleicht auch die Vorbereitung der Herausgabe der Werke Johannes von Müller vermehrte, wozu, zufolge glaubwürdiger Versicherung, dieser tiefdenkende Geschichtschreiber Göde'n überredet hatte, fing der Körper des erst zwischen dreißig und vierzig Jahren stehenden Mannes an, ihm die zu seiner Aufrechthaltung nöthigen Dienste zu versagen. Der Studeirtisch war die einzige Quelle dieses Uebels. Aerzte und Nichtärzte und jeder, der zu Göde's zahl-

reichen Freunden gehörte, ließen daher nicht eher nach, als bis der immer mehr Kränkelnde, ihn mit einem Reisewagen vertauschte. Während aber sein Körper auf einer langen Reise der Genesung vielleicht entgegen ging, erkrankte der an Thätigkeit zu sehr gewöhnte Geist. Statt in Paris, wohin er unter anderm seine Richtung nahm, sich sorglos dem reizenden Wechsel eines von Geschäften befreiten Lebens und den mannichfachen Zerstreuungen zu überlassen, wurde Göde dort wieder völlig von der Wissenschaft in Beschlag genommen. In dem berühmten Sylvester de Sacy eine der seinigen gleiche, Begeisterung für alles Wissen findend, konnte er bald dem Drange, sich mit Hülfe eines von jenem großen Orientalisten ihm empfohlenen Arabers, die Schätze der arabischen Sprache anzueignen, nicht widerstehen. Dabei verschlimmerte sich aber sein Gesundheitszustand so sehr, daß er zur Abreise genöthigt wurde. Er starb endlich, 37 Jahr alt, zu Göttingen in der Nacht zum 2. Juli 1812 Gewiß, wer ihn kannte und seine wahrhaft edle, herzlich gute Natur, sein unermüdetes, redliches Bestreben, der konnte dem herrlichen, nur durch Mißgeschick aller Art, um den schönen Frohsinn seiner tadellosen Jugend gebrachten Menschen den innigsten Antheil nicht versagen. Im 5ten Bande von Meusels gelehrtem Deutschland befindet sich bei seinem Namen unter anderm die Be-

merkung: „er habe zum Druck ein fast völlig fertiges Werk über Geschichte — woran er mehr, als zehn Jahre gearbeitet — hinterlassen, welches aber auf eine unerklärbare Weise verschwunden sei." Sollte sich das nicht wiedergefunden haben? Der Verlust wäre um so betrübender, da ein Werk dieser Art von einem so tiefdenkenden, kenntnißreichen, sorgfältigen und gewissenhaften Manne, der deutschen Gelehrsamkeit und Literatur zuverlässig zu einem bleibenden Denkmale gereichen würde.

Da Johannes von Müller vorhin mit gedacht worden, und erst noch neuerlich der Herausgeber des Berliner Conversationsblattes, H. Marggraff, einen sehr lesenswerthen Aufsatz zur Ehrenrettung, des in Folge seines Uebertritts in westphälische Dienste heftig geschmähten Mannes, geliefert hat, der in Nummer 126 der Zeitung für die elegante Welt vom Jahre 1828 sich abgedruckt findet, so halte ich mich für verpflichtet, dessen noch zu gedenken, was der, der Wahrheit immer mit der gewissenhaftesten Treue ergebene Göde mir über die große Freimüthigkeit mittheilte, mit welcher Müller sich zum Besten der Universität Göttingen gegen den König Jerome ausgesprochen hat, der wider letztere ungemein eingenommen gewesen ist. Ob, wie damals die Rede ging, der König in seinem Zorne über die kräftige Vorstellung, daß für die Wissenschaf-

ten in Göttingen durchaus mehr gethan werden müsse, wirklich das Wort gebraucht habe: „Je ne veux, que des ignorans et des soldats!“ muß man dahin gestellt sein lassen. Denn wenn auch, die damals Gewaltigen, die gründliche deutsche Ausbildung, als ihre grimmigste Feindin betrachteten und sie nur allzugern mit der Wurzel ausgerissen hätten, so waren sie doch wohl zu fein, um, selbst im Zorne, sich solcher Ausdrücke zu bedienen, die nur neue Hindernisse ihren Absichten hätten in den Weg legen müssen. —

Die zu Anfange des Jahres 1807 durch die Gewalt der Umstände herbeigeführte Verwandlung des uralten Kurfürstenthums Sachsen in ein Königreich war ein Ereigniß, das keinen lebendigen Eindruck hervorbrachte. Von Seiten des, überhaupt aller Kleinlichkeit, wohin die Prunkliebe zu rechnen ist, sehr abgeneigten Königs Friedrich August, geschah dafür einzig das, was die Verhältnisse mit sich brachten. Ein Hoffourier ritt durch die Stadt, die im alten Canzleistyl abgefaßte Kunde von dieser Verwandlung auf öffentlichen Plätzen und sonst hier und da, den größtentheils, nicht in überflüssiger Fülle, um ihn her versammelten Wißbegierigen, pflichtschuldig ablesend. Mit Erlaubniß des gütigen Lesers kehrte ich wieder zu meiner Person zurück. An der Tragödie glaubte ich mich damals zur Gnüge versucht zu haben. Ein gedrucktes Trauer-

spiel war ziemlich spurlos vorübergegangen. Ein ungedrucktes hatte die Feuerprobe der Aufführung nicht bestanden. Sind zwei solche Warnungstafeln noch nicht ausreichend einem Autor die fernern Wagestücke im Drama zu verleiden? Sie sind es nicht! Ein umsichtiger Autor weiß zu gut, daß ihm der lustige Soccus für die Leiden durch den traurigen Kothurn vielleicht entschädigen könnte und ich darf mir diese Umsicht nachrühmen. Schon vor einiger Zeit hatte ich den Gedanken gefaßt, ein Marionettentheater auszuarbeiten, ihm aber der bald darauf in mir vorherrschenden Neigung zum Tragischen geopfert. Mahlmann trat hierauf mit einem Bändchen unter dem Titel: „Marionettentheater," auf, welches mehre allerliebste Possen enthielt. Hiermit war vor der Hand für diese Idee vielleicht genug geschehen, aber ein eigentliches Lustspiel um so eher noch eines Versuches werth, da schon damals, obgleich Kotzebue rüstig fortfuhr, die deutsche Bühne mit recht angenehmer Unterhaltung dieser Art reichlich zu versehen, Kritik und Afterkritik nicht müde wurden, nach ächten Lustspielen Nothschreie zu thun. Unter uns, aus einer Menge dabei geführter Reden ging klar genug hervor, daß manche dieser Schreier selbst, sehr unzulängliche und corrupte Begriffe von der Aechtheit eines Lustspiels haben mochten. Bei dem Wirrwarr der Meinungen über den Gegen-

stand, war eine allgemeine Zufriedenheit auf diesem Felde der Kunst durchaus nicht zu gewinnen. So hoch die Saiten zu spannen, fiel mir auch nicht ein, zumal bei der schauerlichen Vorstellung des Gespensts, jenes Lustspiels, das mir den von den Weimarschen Kunstfreunden ausgesetzten Preis hätte erwerben können, wenn es — — tausendmal besser gewesen wäre. Für den ersten aufführbaren Versuch würde es mich völlig befriedigt haben, wenn mein neues Lustspiel es dahin gebracht hätte, sich einige Zeit auf dem Repertoir zu erhalten. Zu Stande kam das Werk, aber ob damals erst oder schon etwas früher, ist mir wirklich ganz entfallen. Nachdem ich es dem Regisseur vorgelegt und einiges darin auf sein Anrathen abgeändert hatte, wurde es nicht nur für die Aufführung bestimmt, sondern mir auch mit der Versicherung geschmeichelt, daß Aussicht für einen erwünschten Erfolg vorhanden sei. Dies machte denn, daß ich mich, nach manchem Kampfe darüber mit mir selbst, entschloß, der Aufführung im Parterr beizuwohnen. Mein Freund Winkler, (Theodor Hell) ein vorzüglicher Theaterkundiger, hatte durch sein Zureden viel beigetragen, mich dazu zu bestimmen, war auch so gefällig mich zu begleiten. Der allerdings ungemein ominöse Titel des Stückes: Angeführt! bewährte sich auf mannichfache Weise. Die Versammlung mochte dieses Gefühl mit mir thei-

len und diejenigen Schauspieler, die Erfolg geweissagt hatten, sich ebenfalls für angeführt achten. Das Publikum, oder vielmehr einige gutmüthige Seelen darunter, liessen zwar ein Parmal ein keinesweges, durch zu grossen Ungestüm die Gränzen der Civilisation, überschreitendes, sondern vielmehr ein nur ganz zartes Klatschen vernehmen und als der Vorhang zuletzt herabfiel, regte sich keine Hand. Das Schlimmste war, daß wirklich die Schauspieler und besonders die Schauspielerinnen das Ihrige mit Verstand gethan hatten und mithin die Schuld desto schwerer auf den Verfasser zurückfiel.

Obschon ich mich bemüht habe, bei hiesiger Bühne das Jahr der Aufführung dieses Stückes auszukundschaften, ist doch solches, wie ich vernehmen mußte, durchaus nicht zu erörtern gewesen.

5.

Der Typograph Tauchnitz zu Leipzig und sein Haus. — Professor Hasse. — Illumination in Dresden. — Die Commerzdeputation. — Der Buchhändler Doktor Cotta. — Falk. — Müllner. — Mahlmann. — Adam Müller. — Heinrich von Kleist. — Kriegsereignisse. — Karl Förster. — Aufregung der Gemüther. — Politische Verfolgungen. — Mein Aufenthalt in Karlsbad. — Bran. — Glückswechsel; Graf Bolza. — Großkanzler v. Beyme. — Fichte. — Bethmann. — Warnhagen. — Göschen in Leipzig. — Thümmel. — Seume. — Brockhaus und Söhne. — Von Specks und Keils Gemäldeausstellungen. — Leipziger Italienerkeller. — Judenhandel. — Conditoreien. — Café français. —

In die Leipziger Ostermesse 1807 fällt mein Bekanntwerden mit einem Manne, dessen geistvollen Betriebsamkeit ihm einen dauernden Ruhm nicht nur in seinem deutschen Vaterlande und in Europa, sondern sogar in den entferntesten Weltgegenden sichern wird. Es ist dies der um die Typographie und um die Literatur überhaupt auf so mannichfache Weise verdiente Besitzer und Dirigent einer großen Buchhandlung, Buchdruckerei, Schriftgießerei und Stereotypenanstalt, Karl Tauchnitz zu Leipzig.

Ich verdanke diese Bekanntschaft dem, damals bereits durch manche nützliche Jugendschrift zu verdienter Achtung gelangten Gelehrten, Dr. Karl Lang, welchen Tauchnitz, der sich auf die Wahl brauchbarer

Mitarbeiter in seinen viel verzweigten Geschäfte vorzüglich verstand, für dieses eine Zeitlang ausschließend gewonnen hatte. Meine Novellensammlung mit dem Titel: Schloß Riesenstein, war die Veranlassung dazu gewesen. Sie erschien in der Ostermesse 1807 im Tauchnitz'schen Verlage. Das erste Zusammentreffen mit Tauchnitz in der raumvollen, wohleingerichteten Wohnung des von ihm, nicht lange zuvor neuerbauten, ansehnlichen Hauses, das noch jetzt alle durch ihn begründeten und unausgesetzt bis zu seinem Tode geleiteten, Anstalten in sich vereinigt, wird mir unvergeßlich bleiben. Er stellte sich mir sogleich als ein besonders merkwürdige Natur heraus. Ich erinnerte mich nicht, ihn während meines frühern öftern Aufenthalts in Leipzig jemals gesehen zu haben, auch über seine Persönlichkeit war zwischen mir und dem Doktor Lang, oder irgend einem Andern nie die Rede gewesen. Schon dem ersten Blicke verkündigte das gewaltige Leben in der nicht die volle Manneslänge haltenden, starken, kräftigen Gestalt, das vielsagende, ewig bewegliche und bewegte, dunkle Auge in dem feinen, interessanten Gesichte, das aus Mienen und Gesten gewaltig hervorquellende innere Feuer, etwas Ungewöhnliches. Seine Hast in der nicht selten mit Einem Male rasch angehaltenen Rede, die dann oft eintretende, angenehme Freundlichkeit seines aufmerksamen Blickes,

das hierauf wieder, wie von einem innern Sturme getriebene, heftige Auf- und Niederschreiten, deutete dazu auf eine Fülle fortdauernd in ihm lodernder, sich zum Theil bestreitender Ideen. Der geistige Inhalt der gewaltigen Wogen aber in dieser kräftig hervortretenden Natur mußte mir wohl das erste Mal ein völliges Räthsel bleiben. Ein mit Mittagsgästen, zu denen auch ich gehörte, angefülltes Haus, konnte weder vor, noch während, noch nach der Tafel Gelegenheit zu einer Lösung darbieten. Desto erfreulicher war mir späterhin die Entwickelung dieses wackern, wahrhaft deutschen Charakters, den man immer lieber gewinnen mußte, je mehr man mit ihm vertraut wurde. Während der acht und zwanzig Jahre, in denen ich, mit Ausnahme der letzten drei, vermöge meines Berufs jährlich allezeit über fünf Wochen in Leipzig zubrachte, konnte es mir an Gelegenheit hierzu nicht weiter fehlen, da ich mich immer mehr seiner wahrhaften Freundschaft und eines ununterbrochenen Vertrauens zu erfreuen hatte.

Je öfter man im Laufe des Lebens auf, zum Theil sehr würdige und ihrem Wirkungskreise mit Eifer und Umsicht vorstehende Personen trifft, die dennoch mit demselben, wo nicht ganz unzufrieden erscheinen, doch ihn auch nicht ganz angemessen für ihre Neigung und Eigenthümlichkeit achten, oder wenigstens manches Er-

hebliche daran auszusetzen finden, um so inniger regt sich unser Wohlgefallen einem Manne zu, der mit sich darüber einig geworden, daß keine Andere Sphäre ihm angemessener und willkommener sein könne als die seinige. Und doch hatte Tauchnitz, welcher ein solcher Mann war, sie nur gewählt, weil seinem mächtigen Triebe nach akademischen Studien, die väterliche Armuth verhindernd entgegen trat. Er ließ es auch vom Anbeginne seines Werkes, keinesweges bei einer mäßigen Vorliebe, bei einer bequemen, halbgedankenlosen Abwartung und einem mechanischen Fortführen desselben bewenden. Vorwärts hieß der schöne Wahlspruch, mit dem er seine gewerbliche Laufbahn begann und der, in immer glänzendern Phasen, ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Die Begeisterung, mit der er unter vier Augen, gegen einen dafür empfänglichen Freund über seine lieben gemeinnützigen Schöpfungen sich verbreitete, war ein eigentlicher Genuß für den Zuhörer. In solchen Gesprächen kam er sehr gern auf den Augenblick zurück, wo er, der Sohn eines armen Schulmeisters, in dem, wenige Meilen von Leipzig gelegenen Dorf Großbardau, ohngefähr 16 Jahr alt, das Bündel mit seiner ganzen irdischen Habe leicht unter dem Arme tragend, durch das Grimmaische Thor zu Leipzig ganz allein einwandernd, Häuser und Menschen als lauter unbekannte Erscheinungen anstarrte. Aber eben

das drückende Gefühl, von Gönnern, Freunden und irgend einem besondern Schutze überhaupt völlig entblößt zu sein, rühmte er als eine wahre Wohlthat in seinen Folgen. Denn was hätte ihn nachdrücklicher auf die Nothwendigkeit hinweisen können, sich während der Lehrzeit in alle Verhältnisse so zu fügen, daß er eines besondern Schutzes, wo möglich, nicht bedurfte? Sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und die Liebe, mit welcher er sich seinen Berufsarbeiten widmete, erwarben ihm bald einen solchen in dem Lehrherrn selbst, dessen Benehmen gegen ihn, er fortdauernd in dankbarem Andenken bewahrte. Nicht minder gern, verweilte er bei der Vorstellung, mit welcher Sehnsucht er, nachdem er in ausländischen Buchdruckereien und vorzüglich in den Anstalten des berühmten Typographen und Holzschneiders Unger zu Berlin sich vervollkommnet, als Faktor der Somerschen Druckerei, in der er zu Leipzig die Lehrzeit bestanden; den Augenblick herbeigewünscht, wo er es zum eigenen Etablissement einer einzigen Presse oder dem Kunstausdrucke der Buchdrucker nach, zu einem gangbaren Feuerzeuge gebracht haben würde. Allerdings mußte ihm ein Blick hinab, nach dieser ersten obscuren Stufe der gewonnenen Selbstständigkeit die größte Genugthuung gewähren, wenn er daran die Betrachtung der langen Scala fügte, auf der er von Stufe zu Stufe immer bedeu-

tender und erfolgreicher wirkte, bis er den hohen ruhmvollen Standpunkt erklommen, wo sein Dasein der Aufmerksamkeit und des Beifalls der ganzen wissenschaftlichen artistischen Welt sich nicht zu entziehen vermocht hätte. Seine Schriftproben vom Jahre 1831 beweisen, mit welchem Erfolge er neuerlich noch der Bearbeitung der orientalischen, besonders der syrischen und arabischen, Lettern sich unterzogen hat. So wenig als hier der Ort ist, diesem Typographen seinen Rang neben den Gutenberg, Fust, Schöffer, Elzevir, Baskerville, Bodoni, Didot, Breitkopf, Unger, Göschen u. s. w. zu bestimmen, eben so wenig kann ich mich dazu berufen und befähigt fühlen. Es wird bereits am gehörigen Platze geschehen sein und das etwa hierüber noch Beizufügende von Sachkennern gewiß nachgetragen werden. Ueber die Menge und Mannichfaltigkeit seiner einzelnen Leistungen im Fache der Buchdruckerei und der Stereotypie, von seiner Sammlung der alten Klassiker an, bis zu einem seiner neuesten Werke, dem Koran in der Ursprache u. s. w. habe ich ebenfalls das Urtheil und die wohlverdiente Würdigung den mannichfachen literarischen Instituten zu überlassen, in deren Bereich dieses mit gehört. Nur über Tauchnitz den Menschen, so weit ich während des erwähnten langen Zeitraums, ihn kennen lernte, und seine Lebensverhältnisse, denke ich einige Worte,

oder vielmehr Blätter einzuschalten. Er war ein Mann, das Ganze des vielgestalteten Geschäfts in seinem vollen Umfange und bis auf das Kleinste immer im Auge behielt. Wie das Triebwerk in der Uhr, pflegte er Tag für Tag, vom frühesten Morgen bis spät am Abende, in dem weitläufigen, mit der verschiedensten, jedoch allein auf die Buchdruckerkunst abzweckenden, gewerblichen Thätigkeit angefüllten Gebäude sich herum zu bewegen. Aber nicht etwa blos zum Scheine oder um müssige Zeit zu verbringen. Allenthalben wußte er, was er eben vorzüglich wollte und worauf er sein Auge immer zunächst zu richten hatte. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er vor Allem seinen Lehrlingen. Je mehr er darüber zu eifern pflegte, daß in so vielen Buchdruckereien neuerlich die eigentliche Kunst über dem schleunigen Broderwerb ganz vernachläſſigt werde, desto gewissenhafter strebte er dahin, den unter seiner Leitung aufwachsenden Theil der neuen Buchdruckergeneration auf das sorgfältigste auszubilden. Es ist auch anerkannt, daß die aus seiner Offizin hervorgegangenen Zöglinge zu den brauchbarsten und besten Setzern und Druckern gehören. Unsäglich war die Mühe und der Fleiß die er sich mit einem Lehrlinge von vorzüglicher Fassungskraft und Application geben konnte, und wie er einen solchen den ganzen Komplex der so zahlreichen und mannichfachen Kleinig-

keiten beizubringen suchte, der zur möglichsten Vervollkommnung eines regelmäßigen Druckkunstwerkes unentbehrlich ist. Gewöhnlich übergab er auch seine Lehrlinge einem jungen gebildeten Akademiker zur Aufsicht, der besonders ihre sittliche Ausbildung zu bezwecken und die ihr etwa entgegentretenden Hemmungen mit Verstand zu beseitigen hatte. Ganz vorzügliche Mühe wendete Tauchnitz auf die Stempelschneiderei. In diesem Fache vermochte seinem kunstgeübten Auge Niemand leicht Gnüge zu leisten. Ein neuzuschaffender oder zweckmäßig umzuwandelnder Buchstabe konnte ihm oft tage- ja wochenlange Noth machen, ehe er seinem eigensinnigen Blicke zusagte. Und so sehr er sich auch auf den richtigen Takt des letztern verlassen konnte, so befragte er doch noch darüber gern Andere, denen er Antheil an seinem Streben zutraute. Ja, nicht einmal Sachkundige brauchten es dann immer zu sein. Gern holte er auch die Meinung solcher Freunde ein, denen er ein gesundes Urtheil zutraute. Man würde sehr Unrecht haben, wenn man eine so weit getriebene Sorgfalt Kleinlichkeit schelten wollte. Denn nur auf diesem Wege, nur durch Kleinigkeiten so lobenswürdiger Art, war das für die Buchstabenwelt von ihm erzielte große Resultat hervorzubrigen möglich, welches das Andenken an den kunstsinnigen Mann Jahrhunderte lang in Ehren erhalten wird.

Den ersten und den letzten seiner Stempelschneider oder Verfertiger der zu Hervorbringung der Buchstabenformen (Matrizen) erforderlichen stählernen Patrizen bildete er sich selbst heran. Noch entsinne ich mich seiner mir oft mitgetheilten Herzensfreude über einen andern vorzüglich geschickten Stempelschneider, welcher schon mit bedeutender Ausbildung zu ihm kam und sich dann unter seiner Anleitung noch vervollkommnete. Tauchnitz hatte ihm mit Familie ein besonderes Haus in seinem überaus reizend gelegenen Park zu Dölitz eingeräumt und ihn so gestellt, daß der Mann im Stande war, eigene Equipage für die Communication mit Leipzig und ihm, seinem dortigen Prinzipal, zu halten. Auch nachdem dieser Künstler Namens Matthäs, aus dem Vereine getreten, ist Tauchnitz noch fortdauernd in freundlicher Geschäftsverbindung mit ihm geblieben. Sein letzter, wie erwähnt, von dem Prinzipal selbst ausgebildeter junger Stempelschneider mit Namen Lange, der nämliche, welcher die anerkannt gelungene Schrift zum Koran gefertigt, hat seinen Meister nicht lange überlebt. Zufällig ist von dem neuerlich zu Berlin etablirt gewesenen, Stempelschneider Matthäs, dem jetzigen Besitzer der Tauchnitzischen Druckerei der Antrag geschehen, in die frühern Verhältnisse zu treten. Wie ich eben höre, hat die Sache Genehmigung erhalten und Matthäs wird

vermuthlich schon wieder eins der Tauchnitz'schen Häuser in Dölitz bezogen haben. Es gewährte dem verewigten Tauchnitz sichtbare Freude, sich über Gegenstände seines Geschäfts mit einem Freunde unterhalten zu können. Aber auch einem solchen gereichte diese Unterhaltung zu wahrhafter Lust. Wenn Tauchnitz ihm irgend einen auf sein Geschäft bezüglichen Plan vorlegte, so verjüngte sich gewöhnlich im Feuer der Begeisterung seine ganze Natur. Selbst der Kälteste, glaube ich, hätte dem schönen Freudenrausche gegenüber, in dem die Hoffnung einer gedeihlichen Einwirkung, auf die Fortschritte der Buchdruckerkunst, ihren Hohenpriester versetzte, sich bis zur Theilnahme an dem rühmlichen Rausche erwärmt fühlen müssen.

Und das Interesse an dem seltenen Manne mußte sich noch weit erhöhen, wenn man seine Bereitwilligkeit kannte, Nothleidende zu unterstützen. Seine vorzügliche Sorgfalt fühlte er für solche in Anspruch genommen, die sich den Wissenschaften oder dem von ihm mit so entschiedenem Erfolge geförderten Kunstzweige mit Liebe widmeten.

Wenn übrigens auch bei seinen ökonomisch so ungünstigen Jugendverhältnissen natürlich weder an eine eigentliche gesellschaftliche, noch an eine scientivische Ausbildung ein Gedanke sein konnte, so hatte Tauchnitz doch, theils nach vollbrachter Lehrzeit, theils, und

9 *

vorzüglich noch später, in beider Hinsicht allmählig, durch eignen Antrieb und Fleiß soviel nachgeholt, daß ein Mangel daran schwerlich irgendwo zu bemerken gewesen sein würde. Einen sehr günstigen Einfluß auf die Entwickelung seiner geistigen Kräfte äußerte besonders der Umgang mit dem früher erwähnten Doktor Lang, den er während der Zeit von anderthalb Jahren beinahe täglich genoß. Uebrigens leitete häufig im Gespräche, der bescheidene Tauchnitz die Aufmerksamkeit selbst auf Lücken in seiner Bildung hin, die ausserdem schwerlich zum Vorscheine gekommen wären. Besonderen Sinn zeigte er unter anderm für die Musik, in der er's zu einer großen Fertigkeit gebracht hatte. Ein schöner Flügel gewährte ihm manchen Zeitvertreib. Vor wenigen Jahren erst ließ er eine vortreffliche Erard'sche Harfe aus Paris kommen, die ihm eine sehr liebe Erholung gewährte. Auch Aeußeres und Benehmen kündigten ihn als Mann von Erziehung und Welt an. Immer höchst sauber in feiner, aber ganz einfacher Kleidung, erschien er vermöge seiner fortdauernden Körperkraft und einer vorzüglichen Lebendigkeit des Geistes noch in den letzten Jahren viel jünger, als er war. Mäßigkeit war sein erster Leibarzt und dem Trinken frischen Brunnenwassers, welches er übte und Jedermann mit Enthusiasmus als Universalmedezin anpries, mußte sein gesun-

des Ansehen zur besten Empfehlung gereichen. Bald 74 Jahr alt, blieb er, selbst von jedem der zahllosen kleinen körperlichen Uebel verschont, mit denen sogar die angeblich gesunden Personen solchen Alters zu kämpfen zu haben pflegen.

Allerdings aber stand dem ehrwürdigen Greise ein wahrhafter Schutzgeist, in seiner langjährigen Ehegenossin, zur Seite. Mit treuester, ängstlicher Sorge für Alles was zu seinem Heile gereichen konnte, was jedes Uebel von ihm entfernt hielt, war sie, ohngeachtet ihrer in den letzten Jahren häufig wiederkehrenden Kränklichkeit, in der umfangreichen Hauswirthschaft gerade das, an Kenntniß, Erfahrung und Intelligenz, was er selbst in dem weit ausgedehnten Kreise der gewerblichen Geschäfte war. Zugleich verstand sie, durch ihr immer fortgesetztes Studium den Neigungen, Wünschen und Eigenthümlichkeiten des Gemahls überhaupt, durch eine seltene Scharfsicht und wahrhafte weibliche Sanftmuth, manches Ungewitter von seinem Haupte abzuleiten. Und diese Ungewitter drohten ihm weit weniger von außen als von innen. An seiner leicht auflodernden Hitze besaß Tauchnitz, was er mir oft mit großem Unmuth eingestand, seinen mächtigsten, gefährlichsten Feind, einen Feind, dem er, zu seinem größten Schmerze, trotz der festesten Vorsätze nicht immer zu gewältigen im Stande war. Niemand wußte so gut

als seine Gattin, dieses unglückliche Feuer, wo es nicht ganz zu beschwören war, wenigstens so zu mäßigen, daß der Einfluß auf das Leben ihres geliebten Gemahls minder nachtheilig einwirken konnte. Er erkannte das auch zur guten Stunde auf das dankbarste an, und hat mir oft, mit Begeisterung eingestanden, daß ohne die Liebe, die Sorgfalt und den durchdringenden Verstand dieser musterhaften Frau, er zuverläßig längst ein Opfer seines auflodernden Temperaments, geworden wäre.

Sein wohleingerichtetes Haus in der Stadt sowohl, als die köstliche Landbesitzung in Dölitz, deren großer englischer Garten mit seinen schönen Gruppen zum Theil uralter Bäume, üppigen Wiesen und labenden Schattengängen, von Wasser, zu dessen Befahren eine Gondel einladend bereit steht, anmuthig durchschnitten wird und außer einer Masse von Blumen im Freien und in Gewächshäusern, sogar als wahrhafte Seltenheit in dortiger Gegend, einen künstlich angelegten kleinen Weinberg darbietet, wurden auch unter der scharfsichtigen Leitung der Hauswirthin, nicht selten zu den freundlichsten Festtagstempeln schöner Geselligkeit. Neben den zufälligen, von Zeit zu Zeit, zuweilen bei irgend einer besondern Veranlassung gegebenen Freuden dieser Art war auch eine, welche seit Errichtung des geräumigen Wohngebäudes in der Stadt, alljährlich

wiederkehrte. Das Diner im Tauchnitz'schen Hause am Sonntage, mit welchem die sogenannte Zahlwoche beginnt, gehörte zu den feststehenden Einrichtungen jeder Leipziger Ostermesse. Einen Theil ausgezeichneter Gelehrten und Buchhändler fand man stets an dieser, das Beste mit höchster Eleganz darbietenden Mittagstafel. Neben mehrern, die ihrer unterhaltenden Mittheilungen wegen, als sehr willkommene Stereotypen zu betrachten waren, wie z. B. von Froriep aus Weimar und Böttiger aus Dresden, diese jedesmaligen Ostermeßbesucher, wurde man allezeit von einer großen Zahl ähnlicher, interessanten Tischgenossen die nur ausnahmsweise sich zur Messe einstellten, auf das angenehmste überrascht. Gar manchen lieben, alten Freund, den die veränderten Umstände uns aus den Augen gebracht, führte dieses Mahl dem daran Theilnehmenden wieder zu. So erinnere ich mich unter andern noch, wie erfreulich mir es war, den Professor Hasse, einen von mir innig geschätzten Mann, mit dem ich früher, als er noch in Dresden seinen Wirkungskreis hatte, auf dem Lebenswege oftmals freundlich, zusammentraf, den ich aber, seit er die Professur in Leipzig angetreten, mehre Jahre nicht gesehen, ganz unverhofft hier wiederzufinden.

Von den Festlichkeiten, welche Tauchnitz's fünfzigjähriges Wirken in der Buchdruckerkunst veranlaßte,

haben die öffentlichen Blätter gesprochen. Nach seinen gegen mich geschehenen Aeusserungen, gewährte ihm die Sache ein sehr liebes Andenken.

Im Gefühle seiner fortdauernden, fast jugendlichen Kraft glaubte er eines sehr hohen Alters sich getrösten zu können. Es war noch zuletzt zu Teplitz im Sommer 1835, wo er hierüber wiederholt mit mir sich unterhielt. Die dortigen Heilquellen hatten, erst einige Jahre zuvor, sehr wohlthätig auf ein, am Fuße ihm zugestoßenes Uebel eingewirkt. Dasmal war das Steinbad, dessen er sich zuweilen bediente, kein eigentliches Bedürfniß für seine Gesundheit, welche den besten Zustand zu erkennen gab. Die Reise hatte hauptsächlich einer kurzen Flucht aus dem Geschäftskreise, einer Erholung in den Armen reizender Natur gegolten. Sie war von ihm schon einige Zeit zuvor mit Böttiger, der ernstlich auf eine Verbesserung mancher körperlichen Uebel durch die Badekur in Teplitz dachte, verabredet worden, auch begaben sich die beiden Freunde zusammen dahin. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch, der dort mit Tauchnitz in traulicher Stille verlebten schönen Tagesstunden und Abende. Obschon er aber den Geschäften und seinem häuslichen Treiben entronnen war, so fesselten ihn doch die Gedanken auch in Teplitz immer von Neuem an sie und sein geliebtes Haus. Er mußte eingestehen, daß

er sogar in seiner Abwesenheit auf die beste Verwaltung seines weitläufigen Werkes rechnen könne, fühlte sich aber gleichwohl zuletzt so gebieterisch von seiner Neigung heimgezogen, daß er sehr wider Böttigers Wünsche, seinen Aufenthalt in Teplitz um mehre Tage abkürzte. Beide Reisegefährten sahen keinen irdischen Frühling wieder. Böttiger starb noch im Jahre 1835 und Tauchnitz zu Anfange des folgenden Jahres.

Wenn schon zu Böttigers Tode, die in ihrem Beginnen nur leicht aussehende Krankheit, keine hinreichende Veranlassung schien, so war bei dem, allem Ansehen nach, in reicher Lebensfülle dastehenden Tauchnitz auch die geringste nicht zu bemerken gewesen. Noch am Abende zuvor hatte er sich am häuslichen Zirkel mehrer eingelaufner Dankesbriefe von Kindern aus Dölitz erfreut, die von ihm mit Unterrichtsbüchern beschenkt worden. Am Morgen erst fällt sein ganz ungewohnt langes Zurückbleiben im Bette, der immer ihn, mit treuer Sorge umwachenden Hauswirthin auf. Nach vielem fruchtlosen Harren auf den, in ganz unveränderter Lage mit geschlossenen Augen im Bette liegenden ergiebt es sich endlich, daß der Schlaf ihm zum Tode geworden. Uebrigens deutete die freundliche Miene des Entschlummerten auf die sanfteste Weise seiner Ablösung von dem Bande des Leben hin.

Auf den schriftlichen Angstruf seiner tieferschütterten, langjährigen Lebensgenossin, kommt der einzige Sohn aus dem Auslande herzu. Die große Entfernung macht es ihm unmöglich, seinen Vater noch über der Erde anzutreffen und Zeuge zu sein, der tiefen Trauer, welche, außer den Vorstehern und Theilnehmern sämmtlicher Druckereien, auch ein großer Theil der angesehensten und hochachtungswürdigsten Männer der Stadt Leipzig, am Begräbnißtage dem Abgeschiedenen darbrachte.

Welch ein Trost für diesen, wenn seinem ewigen Geiste noch das Anschauen des verlassenen irdischen Wirkungskreises vergönnt ist, das große von ihm so ruhmvoll geschaffene und gepflegte Institut, dessen Fortbestehen und Vorwärtsschreiten in der Vervollkommnung, der Hauptzweck und das hauptsächlichste Bedürfniß seines ganzen Lebens war, mit dem treuesten Eifer und einer vollkommenen Hingebung in die väterlichen Wünsche von seinem Sohne gepflegt zu sehen, wie solches so eben fortdauernd geschieht. Wer könnte wohl glücklicher der Oberleitung des überaus wichtigen Geschäfts vorstehen, als dieser, mit allen dazu nöthigen Fähigkeiten, Kenntnissen und Hülfsmitteln und einer seltenen Intelligenz ausgerüstete und hochgebildete Sohn?

Es giebt zwei durch die Kupferstecherkunst und die Lithographie vervielfältigte Porträts von dem Verewig-

ten; sie sind beide in ihrer Art ausgezeichnet. Das erste ist nach einer sehr geistvollen Zeichnung des Galleriedirektors, Professors Matthäi zu Dresden von dem ausgezeichneten Kupferstecher Steinla, das zweite von Gießmann in München. Beide empfehlen sich besonders auch durch eine sprechende Aehnlichkeit. —

Die Wiederbefestigung, des bei fortdauerndem Kriege zwischen Rußland, Preußen und Frankreich in ewigem Schwanken gehaltenen, gesellschaftlichen Zustandes durch den Tilsiter Frieden, machte in Dresden einen überaus günstigen Eindruck auf die Volksmasse. Diese zur damaligen Zeit noch weit entfernt, den großen politischen Combinationen und ihren möglichen Folgen nachzugrübeln, gab sich ganz der Freude hin über die augenblickliche Sicherheit, welche ihre Existenz durch das Aufhören der Feindseligkeiten wieder gewonnen hatte. Und so kann man wohl annehmen, daß der, dem für den Friedensstifter geltenden Kaiser Napolen, bei seiner bald darauf erfolgten Ankunft entgegenschallende Jubelruf, größtentheils aus aufrichtigem Herzen kam. Auch die, im Ganzen wenig ausgezeichneten Dekorationen und Inschriften der Illumination am 18. Juli 1807, gaben hauptsächlich dem Frieden ihren Beifall. Aus manchem dabei dem großen Sieger hingeworfenen Schmeichelworte, hätte der Argwohn übrigens ohne Mühe einen geheimen, ironi-

schen Sinn heraus erklären können. Unter andern aus folgender Inschrift am kleinen Rauchhause (einem noch jetzt gangbaren Gasthofe in der Scheffelgasse:

„Menschen spannen die Segel, ordnen die Masten, machen so wichtige Mienen, als ob ihre Anstalten untrüglich wären; aber ein Höherer sitzt am Ruder, lächelt und spricht: So soll's sein! —“

Im Jahre 1815, wo der Mann, dessen Wünsche die ganze Erde keinen hinreichenden Raum darzubieten schien, an einen Felsen fest geschmiedet wurde, hatte der Anordnung dieser Inscription, wenn er deren noch eingedenk gewesen, unstreitig gar leichtes Spiel gehabt, aus ihr seinen vorzüglichen Seherblick zu beweisen.

In den Fenstern eines Hauses vor dem Seethore waren die Worte: **Imperator Napoleon rex Italiae,** durch die, bekanntlich über das Kreuz Christus zu dessen Verspottung hingesetzt gewesenen Buchstaben

I. N. R. I.

ausgedrückt.

Meine Amtsgeschäfte, als expedirender Sekretär der damaligen Commerzdeputation, nahmen den größten Theil des Tages in Anspruch. Aber von jeher bedacht, die ersten Morgenstunden hauptsächlich den schriftstellerischen Arbeiten zu widmen, blieb mir für diese immer noch Zeit übrig, zumal da ich mich bald

ohne alle Mühe daran gewöhnt hatte, noch früher, als zuvor aufzustehen und so vor den meisten meiner Bekannten mehre Stunden Zeit gewann. Auch im tiefsten Winter verließ ich das Bette um keine Minute später, als während der schönen Jahreszeit. Dafür aber erstreckte sich mein Abend nur äusserst selten bis in die Nacht hinein. Der Schlag der zehnten Stunde war gewöhnlich seine Grenze. Ueberhaupt gereichten mir meine Amtsgeschäfte keineswegs zur Plage oder Quaal. Ich fand vielmehr wahrhafte Befriedigung in dem neuen, gemeinnützigen Wirken unter einem Direktor, wie der so rechtschaffene und menschenliebende, als kenntniß- und einsichtsvolle Minister Graf v. Langenau war, dessen Andenken gewiß jedem heilig sein wird, welcher das Glück hatte unter seiner Leitung zu stehen. Mein Geschäftskreis an sich, hatte viel Anziehendes. Er umschloß den Handel, die Fabriken und Gewerbe, so wie die Landwirthschaft und manches an diese Industriezweige sich Anlehnende. Wenn die Wirksamkeit der Commerzdeputation im großen Publikum öffentlich sehr wenig zur Sprache kam, so lag das in dem Gebrauche der damaligen Zeit. König Friedrich August, zu gediegen in seiner Weisheit und hohen Gesinnung, um laute Verkündigungen der zahllosen einzelnen Schritte zu lieben, die von ihm zu Emporbringung des Landes geschahen, trug den Lohn

seiner Thaten in seinem Bewußtsein. Sprach nur, wie es gewöhnlich geschah, der Erfolg für die von den Landeskollegien unter seiner Genehmigung, zum öffentlichen Nutzen angewendeten Mittel, so bedurfte es keiner besondern Verbreitung durch die Druckerpresse, die zu jener Zeit überhaupt noch gar nicht ihr jetziges, gesprächiges Wesen angenommen hatte. Es ist schon damals viel Großes zu Unterstützung der Fabriken durch ansehnliche Vorschußkapitale, durch Prämienaussetzung und auf andere Weise geschehen. Nur einer Maaßregel erlaube ich mir zu gedenken, die auf die Verwendung der Commerzdeputation im Jahre 1807 zu Beförderung der, in einem Fabrikenlande, wie Sachsen, durchaus unentbehrlich gewordenen Baumwollen-Maschinenspinnerei, genommen wurde. Sie bestand in der Aussetzung eines Preises von einem Thaler, für jede, bei solchen Spinnereien im voigtländischen Kreise, dem Sitze der sächsischen Musselinmanufaktur, in Umtrieb gesetzte Spindel. Sehr wenig ist davon öffentlich die Rede gewesen. Aber obschon diese Preisaufgabe dem Staate ausserordentlich große Summen an die Besitzer der dortigen Maschinenwerke: Gössel, Merz, Heubner u. s. w. kostete, so ist sie doch auch von nicht zu berechnendem Nutzen gewesen. Was wäre aus den zahllosen Musselinwebern jenes Kreises, zur Zeit der strengen Continentalsperre geworden, wenn

diese Spinnereien sie nicht mit Material hätten versorgen können? Und ohne eine so bedeutende Unterstützung würde es damals, wo die Industrie der einzelnen Fabrikunternehmer noch viel weniger zu wagen pflegte, als heutzutage, gewiß schwerlich zu einem bedeutenden Theile des erforderlichen Baumwollengarnes gekommen sein!

Die jedesmalige offizielle Bereisung der Leipziger Oster- und Michaelmessen, obschon damit wirklich keine unbedeutende Arbeit verbunden war, gewährte, neben mancher, für meinen Geschäftskreis mir sehr willkommenen Erfahrung, auch eine recht angenehme Erholung im Umgange mit mehrern, dort sich allezeit einfindenden Meßbekannten aus dem Fabrikstande und besonders auch, mit meinen Leipziger Freunden.

Die Ostermesse, schon an sich wegen der schönen Jahreszeit von größerm Interesse, als die in die kürzeren, rauheren Herbsttage fallende, gewährte, mir ein besonders Vergnügen dadurch, daß in ihr der Buchhandel seine Hauptrolle spielt und der Zusammenfluß aller Buchhandlungen stattfindet. Unstreitig wird es in der Ostermesse des Jahres 1807 oder 1808 gewesen sein, wo ich die persönliche Bekanntschaft des Buchhändlers Doktor Cotta, aus Tübingen, machte, mit dem ich als Mitarbeiter am Morgenblatte, schon zuvor im Briefwechsel stand. Die Welt weiß, daß er zu den ausgezeich-

netsten Männern an Wirksamkeit, Intelligenz und Umsicht gehörte und wie viel seine Zeit ihm besonders in Hinsicht auf Wissenschaft und Kunst zu verdanken hat. Aber auch als Mensch und im Umgange, ist er mir immer höchst anziehend vorgekommen. Aeusserst einfach in Weise, Kleidung und Sitten, war er doch ein Mann von sehr feiner Ausbildung, wie schon seine mannichfachen Verhältnisse mit der vornehmen Welt und die wichtigen Verhandlungen, zu denen er, unter anderm, von Seiten der wirtembergischen Landschaft, mit dem günstigsten Erfolge in Paris gebraucht wurde, erwarten lassen. Wie in seinen Briefen, die sehr oft sich auf eine oder ein Paar Oktavzeilen beschränkten und gewiß äußerst selten mehr als zwei Oktavseiten Inhalt hatten, behauptete er auch im mündlichen Gespräch eine ungemeine Kürze. Doch war in der Regel damit keine abschreckende Trockenheit verbunden, vielmehr wurde seine Rede recht oft durch freundlichen Humor gewürzt. Seit der ersten Messe, in der ich mit ihm zusammentraf, ist, so lange er die dortigen Ostermessen als Buchhändler besuchte, keine einzige vergangen, in der wir nicht entweder mehre Mittagsstunden an der Table d'hote eines Hotels, oder beim Kaffee nachher, im vielbesuchten, vormaligen Rudolfschen Garten, gemeinschaftlich verlebt hätten. Ich kann wohl sagen, daß der Umgang des, meistentheils recht heiter

erscheinenden Mannes, zu meinen vorzüglichen Meß-freuden mit gehörte und daß, als der immer größere Umfang seiner Geschäftsverhältnisse ihn die Meßreisen einstellen ließ, es mir recht schmerzlich gewesen, ihn entbehren zu müssen. Es war merkwürdig, welcher Umfang von Kenntnissen sich in seinen Aeußerungen gelegentlich entfaltete, und wie er nicht selten seine ganze, so überaus wichtige buchhändlerische Wirksamkeit, gleich einer nur geringen, untergeordneten Sache betrachtete. Wenn man seine Person und sein ganzes Thun und den Quasi-Lapidarstyl seiner Briefe, der bei aller, zuweilen in's Drollige übergehenden Kürze, vielleicht nie etwas Wesentliches unberührt und unbeantwortet ließ, in's Auge faßte, so konnte man sich auch erklären, (was ihm so oft zum Vorwurfe gemacht worden ist,) daß in seinem Verlage lange Zeit auch gar keine Prachtausgabe gedeihen wollte. Immer blos das Wesen der Sache berücksichtigend, hatte Cotta für eigentliche äußere Pracht wenig Sinn und betrachtete sie für leidigen Ueberfluß. Bei Gastmahlen gehörte er nicht zu denen, welche sich's zum Geschäft machen, das Gespräch um jeden Preis an sich zu reißen, seine Meinung jedoch sagte er, zwar in der gewohnten Kürze, aber mit gehöriger Vollständigkeit.

Eben entsinne ich mich eines gesellschaftlichen Abends im Mahlmannschen Hause zu Leipzig, an dem er

gleichfalls Theil nahm und der mich noch jetzt in der Erinnerung ergötzt. Falk und v. Ramdohr waren zugegen. Ersterer besaß, wenn gute Laune ihn beseelte, die schöne Gabe recht unterhaltend zu sein. Freilich ließ er aber auch nicht leicht Jemand zum Worte kommen. Dieses schien letzterm, der an derselben Unpäßlichkeit laborirend, wohl zehnmal fruchtlos den Versuch gemacht hatte, mit seiner Beredsamkeit durchzudringen, immer verdrießlicher zu machen. Endlich glückte es ganz unerwartet einem Dritten, dem jovialen, wirklich sehr beredten, Hauswirthe, das Wort zu erfassen und daran so viel Interessantes zu knüpfen, daß die von den früheren Mittheilungen bereits etwas fatiguirten, zahlreichen Zuhörer über den neuen Aufschwung der Unterhaltungsflamme ihre Zufriedenheit bezeigten, mit Ausnahme Falks und v. Ramdohrs, die nunmehr zugleich in das ihnen höchst unbehagliche Schicksal des Schweigens verurtheilt, einander, wie das Mißvergnügen selbst, ansahen. Erst nachher über Tische gelang es Falk von Neuem sich der Rede zu bemächtigen. Wahrhaft verdienten und gemeinnützigen Männern, wie Falk, der sich hauptsächlich auch durch Umsicht und Thätigkeit in Weimar und der Umgegend zur Zeit der Noth und Gefahr vielfach bewährte, kann die Mittheilung, einer ihrer kleinen Schwächen niemals zum Nachtheile gereichen. Vielmehr wird uns sogar

eine dergleichen Eigenthümlichkeit als Vervollständigung ihres ganzen Charakters an ihnen lieb und werth. Daher glaube ich auch durch das Folgende den geehrten Namen des seitdem Entschlafenen nicht im mindesten zu verletzen. Es gehörte zu Falks Gewohnheiten, von Zeit zu Zeit immer ein gewisses Thema bereit zu haben, über welches er jedem Bekannten, dessen er habhaft werden konnte, seine Ansicht mitzutheilen pflegte. Den ganzen Tag schon hatte er dasmal, wem er begegnet war, für den bekannten Satz, daß jeder Mensch, wenn der untere Theil des Gesichts ihm zugehalten würde, irgend einem Thiere ähnlich sähe, den schon manchmal versuchten Beweis zu vervollständigen gestrebt. Eben schien er, glücklich in dem Gedanken, der Versammlung diese Wahrheit recht klar auseinander setzen zu können. „Ach Gott" — flüsterte, als sich die mündliche Abhandlung etwas in's Breite zog, der Hauswirth, dem neben mir sitzenden Buchhändler Doktor Cotta zu — „das hat er mir heute Morgen schon Alles, Alles gesagt! —"

„Ei" — erwiederte hierauf Cotta, mit freundlichem Lachen und so vernehmlich, daß, wäre der Redner weniger tief in seinen Text versunken gewesen, es ihm durchaus nicht hätte entgehen können — „wie muß ich denn erst thun, das höre ich nun heute von ihm zum sechsten Male! —"

Die Bonhommie in der komischen Klage, verbunden mit Cotta's ungewohntem, ächt schwäbischen Dialekt, gab der Sache ein so überraschendes Kolorit, daß die Umhersitzenden laut auflachten und Falk etwas betroffen, daß so dicht neben dem tiefen Ernste seiner Demonstration, ein solcher Ausbruch stattfinden konnte, sich nach der Ursache angelegentlich erkundigte. — Ein von dem Gegenstande seiner Frage ganz ablenkendes Witzwort, des mit großer Geistesgegenwart begabten, Mahlmann, ersparte dem Fragenden so gut, als den Lachern, alle Verlegenheit

Der lakonischen Kürze in Cotta's Briefen ist bereits Erwähnung geschehen. Eine andere Eigenheit derselben war, daß, trotz dem Anscheine einer recht leserlichen Schrift, wenn man sie von Weiten betrachtete, die Enträthselung manches Wortes bei näherer Ansicht, die größten Schwierigkeiten darbot, ja zuweilen sich gar nicht bewirken ließ. Ich pflegte daher auch gewöhnlich einige seiner Briefe mit zur Ostermesse zu nehmen, um mir über dergleichen Anstöße mündliche Auskunft von ihm zu erbitten. Bei dieser Gelegenheit versicherte er mir das eine Mal lachend, seine Handschrift sei an sich durchaus nicht schlecht. Nur das Zusammenziehen der einzelnen Buchstaben aus Zeitmangel sei Schuld an der Unleserlichkeit. Da konnte ich mich denn allerdings der Frage nicht enthalten, wie

er überhaupt bei seinen so mannichfachen Geschäften, sich auch noch die Correspondenz für das Morgenblatt aufbürden könne? Damit aber ja Niemand glaube, dieser Briefwechsel, mit der zahllosen Menge von Mitarbeitern, sei wegen der Kürze seiner Briefe nur etwas Geringes gewesen, schalte ich beiläufig hier ein, daß es sehr zu wünschen wäre, alle Redaktionen ähnlicher Blätter nehmen sich, in der Ordnung und Pünktlichkeit der Correspondenz, den Doktor Cotta zum Muster. Denn in der Regel pflegte er jeden, auch den unbedeutendsten Brief, mit einigen Worten wenigstens, zu erwiedern. —

Die Correspondenz des Morgenblatts, versetzte er lachend, ist ja nur ein wahrhaftes Spiel! Sie wird meistens von mir besorgt, während ich mich frisiren lasse. Wer seiner, immer beinahe gleiche Einfachheit beobachtenden Frisur, noch eingedenk ist, der wird bei dem geringen Zeitaufwande, den sie seinem Haarkünstler kosten mußte, sich eines Lächelns kaum erwehren können.

Noch aus der letzten Periode vor seinem Tode, wo doch sein Geschäftskreis einen ausserordentlichen Umfang gewonnen, habe ich eigenhändige Briefe von ihm, das Morgenblatt betreffend, ob er schon zu dieser Zeit bisweilen denselben blos den Namen, mit seiner Hand, hinzufügte.

Mit dankbarer Erinnerung gedenke ich hierbei, daß er zu Anfange des Jahres 1812 (wo eine lange Zeit Krieg, Einquartierung und ein, in Verfolg der letztern ausgebrochenes Nervenfieber, schwer auf Dresden gelastet hatten) bei Gelegenheit der mir übersendeten Rechnung schrieb: „Sie sehen, daß mein Guthaben nur wenig noch beträgt. Sollten die Zeitumstände vielleicht Ihre Kasse erschöpft haben, so steht Ihnen die meinige offen."

Wenige Zeit vor seinem Ableben, wo er schon längst aufgehört hatte, ein regelmäßiger Besucher der Leipziger Ostermesse zu sein, gereichte es mir zu großer Freude, ihn in dieser einmal wieder zu sehen.

In der Pause dazwischen war viel vorgefallen. Er war beim Wiener Congreß gewesen, unter den Deputirten der Buchhändler, um gegen den Nachdruck anzukämpfen. Dann wurde er in seinem Vaterlande zum Stellvertreter beim Landtage gewählt. Der König von Preußen hatte ihn zum geheimen Hofrath ernannt und sein Landesfürst den alten Adel seiner Familie unter dem Namen eines Freiherrn Cotta von Cottendorf erneuert.

Einer geliebten Gemahlin war er durch den Tod beraubt worden und hatte sich später zum zweiten Male verehlicht. Seine Person erschien mir jedoch ganz unverändert.

Wie vormals fand ich ihn in seiner Meßwohnung unter Bücherballen beschäftigt. Wie vormals gestaltete sich unser dortiger freundschaftlicher Verkehr.

Müllner war zu jener Zeit Redakteur, des zum Morgenblatte gehörigen Literaturblatts und eben von Weißenfels, seinem Wohnorte, nach Leipzig gekommen. In dem dortigen, während der Messe vielbesuchten Eckerleinschen Keller, wohin ich eines Abends mit Cotta ging, erschien auch Müllner und setzte sich zu uns. Obschon bereits mancher schriftliche Kampf zwischen Cotta und ihm vorgefallen sein mochte, hatte sich doch Müllners ewige Kampflust dieser Abend in eine sehr einnehmende Freundlichkeit umgesetzt, so daß auch Cotta beim Nachhausegehen mit mir den Ausruf that: „Sollte man glauben, daß dieser angenehme Gesellschafter, derselbe bittere und giftige Mensch wäre, als der er, in den öffentlichen Blättern erscheint.“

Später erfuhr ich, Müllners Uneinigkeit mit Cotta sei daher entstanden, daß dieser ihm einen Aufsatz für das Literaturblatt, unter der Bemerkung, die darin enthaltene Ausrechnung sei unrichtig, zurückgesendet habe.

Müllner replicirte hierauf, ihrem mit einander wegen des Literaturblatts abgeschlossenen Vertrage nach, habe er sich zu Aufsätzen für dieses Blatt anheischig gemacht, keineswegs aber dazu, nur richtige Auf-

säze für dasselbe zu liefern. Daher bestehe er denn auf dem Abdruck dieses unrichtig genannten Aufsatzes.

Wenn solcher aber nicht im Literaturblatt erschiene, so werde er ihn besonders, und zwar auf Kosten der Verlagshandlung abdruken lassen. Ich weiß nicht, ob dies geschehen ist. Doch hörte ich, daß Müllner über den Aufsaz das Urtheil eines, auch von Cotta für sachkundig anerkannten Mannes eingeholt habe. Ob es, wie man behauptete, in der That beifällig für Müllner ausgefallen, kann ich eben so wenig mit Bestimmtheit anführen.

Schwerlich ist der Tod des unvergeßlichen, bei einer so bedeutenden Vielseitigkeit und Umsicht ungemein thätigen Cotta von Cottendorf von irgend einem an der deutschen Literatur aufrichtig theilnehmenden ohne inniges Bedauern vernommen worden. —

Recht erfreulich ist es, zu sehen, wie eifrig der Sohn des Verewigten, unter fortdauerndem Beistande, des schon mit lezterm gemeinschaftlich wirksam gewesenen, würdigen Handlungsgesellschafters Wagner, auf Fortführung und Vervollkommnung, der von ihm in das Leben gerufenen und gepflegten, blühenden literarischen Institute sowohl, als auf Gründung neuer Bedacht nimmt, und wie besonders auch die Cottasche Buchhandlung neuerlich sich bestrebt, das Aeußere ih-

res Verlags mit der möglichsten Schönheit und Eleganz auszustatten.

Ueber einen andern, früher bereits vorläufig angedeuteten Todesfall glaube ich noch einiges nachbringen zu müssen.

Der Anschein eines verbesserten Gesundheitszustandes der jugendlichen Gattin meines Freundes Mahlmann, war von keiner Dauer. Mit allen Zeichen eines tiefen Schmerzes trat er eines Tages in meine Wohnung, mir ihren Hintritt anzuzeigen. Er war von Leipzig hinweggeeilt. Es schien ihm aber auch nirgends ein nur einigermaaßen leidlicher Zustand zu erreichen, dessen Mangel ihn aus seinem Wohnorte so eben vertrieben hatte. Meine tiefe Erschütterung, durch die ganz unerwartete Trauerpost, gewährte ihm wenigstens einige Linderung.

Mit blutendem Herzen schilderte er mir die letzten Szenen zwischen ihm und seiner sterbenden Gattin und die unendliche Liebe, die sie ihm noch im Scheiden aus dem Leben bewiesen hatte.

Mahlmann war bei dieser Mittheilung ganz aufgelöst in Schmerz und Leiden. Es war auch allerdings ein Verlust, von dessen Größe ich mich selbst zu innig überzeugt fühlte, um ihm Trost zusprechen zu können. Bei seiner tiefen Zermalmung im Innersten, wäre auch wohl der beste unzureichend gewesen.

Der wohlthätigen Hand der Zeit blieb seine allmächtige Heilung allein vorbehalten. Und wie es zuweilen zu geschehen pflegt, so gereichte später dieser wahrhafte Unglücksfall zu Vollendung eines Verhältnisses, welches früher zwischen Mahlmann und einer Landsmännin aufgekeimt, aber nachher doch nicht bis zur vollständigen Blüthe gelangt war.

Das Unerträgliche der häuslichen Einsamkeit, nach dem zärtlichen Vereine mit einer so liebevollen Gemahlin, wie die Verstorbene gewesen, führte seine besondere Zuneigung einer Jungfrau zurück, deren hohen Werth er früher schon erkannt hatte. Der gefühlvolle Mann lebte von Neuem auf in der zweiten Ehe. Sie gewährte ihm bald auch das, von dessen Mangel die erste allein bisweilen getrübt worden war, die Hoffnung auf Nachkommenschaft.

Mit dieser stieg ein Glück vor ihm auf, dessen Glanz sein ganzes Wesen nicht verläugnen konnte. Dazu bewährte es sich immer mehr, daß er in seiner Gemahlin einen wirklichen Edelstein, das wahrhafte Muster einer verständigen, in allen Zweigen der Wirthschaft erfahrenen und ihn mit der treuesten, innigsten Liebe ergebenen Hausfrau gefunden hatte. In ihrem Besitze war sein schöner Traum früherer Jahre, nachdem er eine Zeitlang ihm völlig aus dem Gesichte gerathen, doch noch auf eine wahrhaft erfreuliche Weise

in's Leben getreten. Ein einziger Wunsch in Beziehung auf diese, ihm besonders wohlthätige Verbindung, sollte ihm nicht erfüllt werden, das Verlangen nach einem männlichen Erben. Aber zwei gesunde liebliche Töchter, mit denen ihn bald nach einander seine Gemahlin beschenkte, eigneten sich wohl zur Entschädigung dafür.

Daß er dies in guten Stunden ganz anerkannte, davon zeugte seine zärtliche Vaterliebe für beide Töchter. Seine ökonomischen Verhältnisse hatten nebenher einen ungewöhnlich günstigen Aufschwung genommen. Er pachtete die Leipziger politische Zeitung auf eine Reihe von Jahren. Obschon solches, wenn ich nicht irre, um eine noch höhere Summe, als sein Vorgänger im Pachte dafür gezahlt hatte, geschah, so erfreuete er sich doch an diesem Unternehmen eines ganz außerordentlichen Gewinnes. Daher machte er sich, wie von der Theilnahme an der Juniuss'schen Buchhandlung, so auch von allen übrigen Geschäften allmählig los, gab die, nach Spaziers Tode übernommene Redaktion der Zeitung für die elegante Welt auf, und beschränkte seine Geschäfte fast einzig auf die Abwartung der neuen erfolgreichen Entreprise.

Dabei läßt sich allerdings schwerlich läugnen, daß sein materieller Gewinn durch dieselbe, ein offenbarer Verlust für die Dichtkunst wurde. Sicher würde der

talentvolle Mahlmann noch Manches im Felde der Literatur geleistet haben, hätte die Rechnungs- und Cassenführung ihm nicht allzuviel Zeit gekostet. Uebrigens nahm der Sommer von 1813 eben wegen seines Verhältnisses zu der Leipziger Zeitung eine äußerst drohende Miene gegen ihn an.

Am 18. Juni dieses Jahres wurde Mahlmann vor die französische Behörde gefordert. Eine im Frühjahr durch die Zeitung erfolgte Bekanntmachung des Inhalts: Man wünsche sehr die Freunde (deren Anfangsbuchstaben genannt waren) möchten doch wieder auf den freundlichen Bergen erscheinen, wo man sie mit Sehnsucht erwarte, gab Veranlassung dazu.

Die Franzosen kannten es genau, worauf die Sache sich bezog Aber obschon Mahlmann betheuerte, daß er durchaus keine Ahnung dabei, von dem, in diesem Zurufe enthaltenen, politischen Winke, gehabt habe, so bekam er doch, von zwei französischen Gensd'armen nach Hause begleitet, Arrest in seiner Wohnung. Am 23. Juni nochmals vernommen, wurde der Arrestant schon den 24. auf des Kaisers Napoleons ausdrücklichen Befehl nach der Citadelle zu Erfurt abgeführt. Seine Aussichten trübten sich immer mehr.

Zu Erfurt kündigte man ihm an, daß das Zimmer für ihn noch nicht eingerichtet sei und er inzwischen auf dem Rathhause bleiben müsse.

Der treue Diener, der ihm gefolgt war, theilte auch das Gefängniß mit ihm. Es war ein gar unheimlicher Aufenthalt, dessen Wände die Spuren mancher Trostlosigkeit in, zum Theil schon halbverwischten Buchstaben an sich trugen. Aber grade die kalten, starren Kerkerwände mußten am folgenden Morgen, als ein Schimmer des Tageslichtes auf sie fiel, ihm zu größerem Troste als Alles gereichen. Verse, welche ihn selbst zum Verfasser hatten, waren es, die ihm von der Mauer rührend ansprachen.

Lützowsche Jäger hatten kurz zuvor mit ihnen, in dieser unwillkommenen Wohnung ihrem bekümmerten Herzen Luft gemacht. Wie ihnen gewiß keine Ahnung beiwohnte, daß sie mit den, von ihrem Gedächtnisse treu aufbewahrten, poetischen Bruchstücken dem Verfasser einen so ansprechenden Dank abtragen würden, eben so konnten wohl auch durch eine, noch weniger vorauszusehende günstige Fügung des Schicksals, die mancherlei Besorgnisse, welche sich an Mahlmanns Transport nach Erfurt knüpften, vielleicht auf Einmal ihre Nichtigkeit beweisen. Wenn aber den Gefangenen die anständige Behandlung, welche ihm an den unangenehmen Aufenthaltsorte wiederfuhr, in dem Glauben an die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs fortdauernd bestärkte, so mußte ihm wohl, die nach zwei Tagen erfolgende Versetzung in die Citadelle, desto

mehr alle Hoffnung rauben. Das ihm dort eingeräumte Zimmer war zwar ungleich bequemer und anständiger, als das Gemach auf dem Rathhause, doch der französische Commandant ließ ihn alles Wohlwollen und allen Antheil, den seine deutschen Landsleute auf dem Rathhause ihm bewiesen hatten, auf das schmerzlichste vermissen. Bei der barschen und abstoßenden Behandlung, die ihm in der Citadelle zu Theil wurde, mußten nicht nur alle anfänglichen Befürchtungen auf Einmal wieder in der Brust, des seinem Hause und seiner Heimath Entführten erwachen, sie mußten sogar eine weit drohendere Gestalt als zuvor annehmen.

Was galt ein Blutflecken, was ein Todschlag mehr, in einer Zeit, so voll von Blut und Tod, wie die damalige? Und das Verfahren mit ihm, hätte gegen den gröbsten Verbrecher kaum härter sein können. Eines Abends, als der Gefangenwärter nach Ueberbringung des Abendessens wieder hinweg war und Alles, wie gewöhnlich verschlossen und verriegelt hatte, wurde die hiermit eingetretene tiefere Stille bald darauf durch Oeffnung einer entfernten Thüre wieder unterbrochen.

Es nahten sich Tritte. Mahlmann glaubte die Stimme des Commandanten zu erkennen. Sein treuer Gefährte bekräftigt diese, ihm geäußerte Vermuthung mit unwillkührlichem Seufzen. Denn was war nach der zeitherigen Rauhheit des Benehmens, von einer

so plötzlichen Erscheinung anderes zu erwarten, als das Herannahen einer finstern Katastrophe? — Und wirklich tritt jetzt der Commandant selbst zu der aufknarrenden Thüre herein. Welch eine Verwandlung aber war mit ihm vorgegangen! Aus dem strengen, harten Manne war die Freundlichkeit und die Liebe selbst geworden. Mit offenen Armen eilt er auf den Gefangenen zu, ihm anzukündigen, daß er frei sei. —

Der hiervon auf das freudigste Ueberraschte wollte natürlich ohne Verzug von seiner Freiheit Gebrauch machen, mußte sich's aber, da die vom Kaiser angelangte Ordre erst auf den nächsten Morgen lautete, bis dahin noch in der Wohnung des Schreckens gefallen lassen, nachdem er — der Commandant bestand darauf — an dessen Abendtafel gespeist hatte. Der Toast, den der französische Befehlshaber auf das Wohlsein des Kaisers ausbrachte, wurde in trefflichem Weine getrunken und am folgenden Morgen schied der zeitherige Gefangene mit dem Frühesten von dem Commandanten, der dem Abreisenden eine Weisung an alle Postmeister der Route, zu Mahlmanns schleunigster Beförderung mitgab.

Und welcher Schutzgeist war es, der die offenbare, dringende Gefahr von Mahlmanns bedrohtem Haupte ableitete? Der nämliche, dessen ganzes schönes Leben aus Wohlthun und Menschenliebe bestand;

die ihren Brüdern, den Königen von Sachsen Friedrich August und Anton, seitdem in die Ewigkeit vorangegangene Prinzessin Maria Anna.

Auf den Rath der französischen Behörden selbst, hatte Mahlmanns tieferschütterte Gemahlin, sich nach Abführung desselben, an diese, als an eine beim Kaiser, in ganz besonderer Achtung stehende Dame schriftlich gewendet, da Mahlmanns Gattin, die damals jeden Augenblick der Entbindung entgegen sah, eine Reise nach Dresden unmöglich wurde. Ueberaus huldvoll hat sich die Verewigte der angelegentlichsten Betreibung der Sache unterzogen.

Abgesehen von der, Sachsen obliegenden Stellung eines Contingents zu dem Kriege gegen Frankreich, zur Zeit der ersten Revolution, war das Land im Innern seit dem, im Jahre 1779 zu Teschen abgeschlossenen Frieden, bis zu dem Durchmarsche der Preußen im Jahre 1806, von Kriegsunruhen unberührt geblieben. Die daher eben um so ungewohntere und tiefere Erschütterung durch die Schlacht von Jena war schnell vorübergegangen und gläubige Gemüther sahen mit dem, bald nachher erfolgenden Tilsiter Traktate, die Fabel von einem ewigen Frieden bereits verwirklicht.

Allein die Symptome der Unhaltbarkeit des ruhigen Zustandes traten immer drohender hervor. Den, durch die öffentlichen Blätter verlautenden, bedenklichen,

Notenwechsel der Cabinette der größern Mächte folgten zuletzt im Jahre 1808 rasche Truppendurchzüge. Nebenher stellten die lange Zeit nur dumpf und unmuthig aufbrausenden, politischen Partheien, in Privatzirkeln, wie an öffentlichen Orten, sich einander immer heftiger gegenüber.

Adam Müller lebte schon einige Zeit in Dresden, das sein früheres illiterarisches Wesen ganz abgelegt hatte. Ein zahlreicher Kreis von ausgezeichneter Bildung, zum Theil von hohem Range und aus beiden Geschlechtern bestehend, erfüllte die Hörsäle, in denen er seine geistvollen, durch imponirende Persönlichkeit noch mehr hervorgehobenen, Vorlesungen hielt.

Sie betrafen meist ästhetische Gegenstände. Aber wie Platner zu Leipzig in allen seinen verschiedenen öffentlichen Vorträgen jede Gelegenheit ergriff, um auf die Wahrheit zurückzukommen, daß der Mensch nichts Wichtigeres zu thun habe, als über das große Räthsel der Welt und seines Daseins nachzudenken, gerade so machte (wenn es erlaubt ist, Platners erhabene Begeisterung für das Unendliche mit einem einseitigen, nur auf irdische Bestrebungen gerichteten Enthusiasmus in Parallele zu setzen), auch Müller in allen seinen Vorlesungen der Versammlung zur Pflicht, der Politik nach Kräften zu huldigen und

sich den überrheinischen neuen Grundsätzen und Waffen, wie jeder Einzelne solches nur in seiner Lage irgend vermöge, öffentlich oder insgeheim entgegenzustemmen.

Sein ebenfalls in Dresden anwesender Freund, Heinrich von Kleist, half ihm durch Rede und Schrift gleiche Meinungen verbreiten. Das von beiden gemeinschaftlich herausgegebene Journal, Phöbus, enthielt nebst vielen, ihre politischen Ansichten verfechtenden Sophistereien, gar manches gediegen Poetische und Gehaltreiche überhaupt.

Es war zu beklagen, daß diese Zeitschrift aus Mangel an hinreichender Theilnahme eingehen mußte. Gewissermaßen zerstörten die Herausgeber solche selbst durch ihre fortdauernde Belebung und Fortpflanzung der Meinung, daß zu einer Zeit, wie der damaligen, Wissen, Kunst und Alles nichts sei gegen die Politik und zwar allein diejenige Politik, zu der sie sich bekannten, nach welcher jeder gehalten war, nicht nur Gut und Blut daran zu setzen, sondern auch selbst das bedenklichste Mittel zu Erreichung des beabsichtigten Zweckes nicht zu verschmähen. Von Kleist ist letzteres in einer damals im Manuscript unter dem Siegel des Schweigens, von Hand, zu Hand umherlaufenden Tragödie, die Hermannsschlacht, schauerlich genug ausgesprochen worden! Welch ein hohes Talent übri-

gens in Heinrich von Kleist, leider, so frühzeitig und auf so betrübte Weise unterging, davon zeugen zur Gnüge seine durch Tieck herausgegebenen Werke und des letztern so gehaltreiche Vorrede.

Kleist schien zu Vollendung seiner Ausarbeitungen das Vorlesen derselben durch Andere gar nicht entbehren zu können. Recht eigenthümlich ist, was mir einer seiner vertrautesten Freunde vor Kurzem erst mittheilte. Eben mit dem beendigten Manuscripte der Herrmannsschlacht tritt er eines Tages in sein Zimmer und bittet, daß er ihm solches vorlesen möchte. Ach, sagte er dabei, ich könnte dergleichen durch unsern Adam Müller weit besser haben, aber eben das Bessere muß ich hierin vermeiden. In Müllers Munde verwandelt sich beim Vorlesen das geringste Metall in reines Gold. Die dürftigste, unverantwortlichste Stelle besticht mein Ohr, so, daß es weit schlimmer ist, als wenn kein Mensch mir sie vorgelesen hat. Du hingegen, lieber Alter, bist ein grundschlechter Vorleser. Dein Vortrag hebt mir das Mißrathene erst recht in's helle Licht und das eben thut mir bei diesen Gelegenheiten Noth.

Kleist war der unversöhnlichste Feind der Franzosen als Unterdrücker Deutschlands und vor allem des französischen Kaisers. Ihn aus dem Wege räumen, durch welche Mittel es auch geschehen möchte,

würde ihm für die höchste Tugend gegolten haben, und als er Dresden verließ, befürchtete eben der Freund, dessen Güte er seitdem mehrmals zum Vorlesen seiner neugeschaffenen Werke in Anspruch genommen hatte, gar sehr, er könne in seiner Verblendung wohl so weit gegangen sein, um selbst einen rächenden Brutusarm gegen den neuen Cäsar zu erheben. Und kurz nach seiner Entfernung von Dresden schon langt ein Brief an, worin Kleist seinen Freund ersucht, ihm eine Quantität Arsenik zu besorgen und zuzusenden, da er an seinem jetzigen Aufenthaltsorte keinen Arzt kenne, welcher ihm zu dergleichen behülflich sein würde; die Apotheker oder andere den Artikel führende Gewerbtreibende aber, ihm ohne besondere Ausweisung über den Gebrauch als Nichtmediciner nicht verabfolgen lassen dürften.

Der Beauftragte, in der festen Ueberzeugung, Kleist denke das Gift nach dem Vollbringen des beabsichtigten Unternehmens im Nothfalle gegen das eigene Leben anzuwenden, gerieth natürlich in große Verlegenheit, wurde aber bald mit sich einig, keinenfalls darauf einzugehen. Vielmehr suchte er ihm in einem Briefe ausführlich darzuthun, daß Kleist, allen seinen Eigenschaften nach, sich durchaus nicht eigne, die blutige Rolle mit Erfolg durchzuführen. Sodann behauptete er auch, in Rücksicht des Ankaufs, ganz in

dem Falle zu sein als er, und Niemand zu wissen, durch den er ihn könne bewirken lassen.

Hierauf aber erhält er mit Staffette einen zweiten Brief. Die Bedenken wegen des Erfolgs sind darin mit Geschicklichkeit abgeworfen, zugleich angekündigt, daß ein gemeinschaftlicher guter Bekannter von ihnen beiden, ein Gutsbesitzer, den Arsenik, in einer zum Gute gehörigen Apotheke besorgen und ihm, dem vormaligen Vorleser, übersenden werde, von dem er das Gift sodann ohne Verzug zugeschickt erwarte.

Wirklich ist dies auch keine leere Vertröstung. Der Arsenik trifft ein, doch steht der Beauftragte natürlich mit dem Absenden an und überläßt ihn einer Apotheke in Dresden. —

Besonders wurde die freundliche Stille auf der Straße von Dresden nach der böhmischen Gränze durch französische Trommeln gestört und die Nähe dieser Gränze gewährte bereits die furchtbare Aussicht, daß Sachsen der Schauplatz des sich vorbereitenden Krieges werden möchte. Aber, wie durch ein Wunder verschwand dieser düstere Anschein auf Einmal.

Die französischen Regimenter kehrten aus Böhmen durch Dresden zurück, um nach Spanien zu eilen. Im folgenden Jahre jedoch kam der drohende Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich doch zum Ausbruche, nur, daß der wilde Strom von Blut und Feuer

nicht Sachsen zu seinem Bette machen zu wollen schien. Bei den Verbindlichkeiten, welche dem zum Rheinbunde gerechneten Lande oblagen und der Nähe Böhmens, an der zwar eben erst von Neuem in Vertheidigungsstand gesetzten, aber doch keinesweges durch ein dazu hinreichendes Truppencorps gedeckten, Residenz des Königs von Sachsen, mußte dieser seinen Aufenthalt nothwendig an einen gesicherten Ort verlegen. Am 16. April reisete der König mit dem Hofe nach Leipzig ab, um sich von da weiter nach Frankfurt am Main zu begeben.

Die große Entfernung Dresdens vom Kriegsschauplatze machte, daß noch einige Zeit nach dieser Abreise die Ruhe an der nahen böhmischen Gränze völlig fortdauerte. Uebrigens ließ sich an eine Vertheidigung der Stadt im Nothfalle weniger als jemals denken. Alles Militär war vielmehr herausgezogen, die noch nicht ganz beendigten Arbeiten an den Festungswerken eingestellt und der wesentliche Inhalt des ganzen Zeughauses auf dem Elbstrome nach Wittenberg geschafft worden. Die Thore und Hauptwachen wurden von den Bürgern besetzt.

Aber dem Gerüchte, daß das in Böhmen vom Herzog von Braunschweig-Oels gebildete Freicorps ganz in der Nähe sich befinde, folgten bald Nachrichten von bereits auf sächsischem Boden vorge-

fallenen Scharmützeln: Das Korps schien jedoch nicht groß genug, um es mit dem, inzwischen in der Nähe zusammengezogenen, sächsischen Truppen aufnehmen und einen Streich gegen Dresden wagen zu können.

Nichts ahnend von irgend einer Veränderung dieser Umstände, hatte ich einmal mit mehrern Freunden einen sehr schönen Sonntag, es war der 11. Juni, auf dem Lande in den benachbarten, nur von dem Elbstrome getrennten, Dörfern Blasewitz und Loschwitz und den reizenden Gründen des letztern zugebracht. Hierbei bemerke ich, daß es mir fast zur Gewohnheit geworden war, den Sonntag in dieser anmuthigen Gegend zu verleben. Noch in der Erinnerung sind mir jene freundlichen Sonntage vom größten Werthe, hauptsächlich auch darum, weil ein herzlieber Freund, der Professor Karl Förster, an hiesiger Militärakademie, der auch als Schriftsteller und Dichter Auszeichnung verdient und besonders durch seine treffliche Verdeutschung des Petrarca sich ein dauerndes Denkmal stiftete, fast allezeit mein Gefährte auf diesem kleinen Streifzuge war.

Doch nun zu dem 11. Juni zurück. Eben wie wir, mein Freund und ich über den Strom nach Blasewitz zurückfahren wollten, wurden mehre, aus einer sehr geringen Entfernung erschallende Schüsse der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit.

Zu unserm großen Erstaunen sagte uns, beim Einsteigen in den Kahn der Schiffer, daß es keinesweges ein Lustfeuer auf einem der benachbarten friedlichen Weinberge, sondern der bittere Ernst des Krieges sei, der uns bereits die Fersen berührte. So blieb uns denn nichts übrig, als nach Dresden mit möglichster Schnelle zurückzustreben. Aber die Oesterreicher, nebst den Husaren des braunschweigischen Corps waren uns zuvor gekommen.

Eine Abtheilung hielt auf dem alten Markte vor dem Rathhause, um das Nöthige zum Unterkommen und Bedürfniß für sich und die, später noch zu erwartenden, Truppen zu verlangen. Seit unglaublich langer Zeit hatte Dresden keine feindlichen Gewaffneten in seinen Mauern gesehen. Und nun hielt auf einmal ein Trupp Kavallerie dieser Art vor dem Rathhause. Ein panischer Schrecken verbreitete sich daher unter den Menschen, der durch die schußfertig vorgehaltenen Pistolen der ersten Reiter so wenig vermindert wurde, als durch die, in schwarzer Kleidung mit von der Sonne stark verbrannten Gesichtern und wild umher blickenden Augen auf ihren Rossen Sitzenden.

Allmälich gewöhnte man sich indessen an den drohenden Anblick. Die bereits anwesenden Reiter und die ihnen nachfolgenden Truppen wurden, nachdem Hauptwachen und Thore andere Besatzung erhalten

hatten, ruhig untergebracht und befreundeten sich größtentheils recht bald mit ihren Wirthsleuten.

Die ihnen folgenden Krieger hatten ein noch wilderes Ansehen und der denselben vorgesetzte General Am Ende, hielt unter ihnen eine Disciplin, mit der die Einwohner zufrieden sein konnten. Ein in der folgenden Nacht ganz in der Nähe der Stadt zwischen den sächsischen und österreichischen Truppen stattfindendes Gefecht mußte, wegen der großen Uebermacht der letztern mit dem Rückzuge der Sachsen endigen. Die freundlichen Anreden des Generals Am Ende erweckten das besondere Zutrauen der untern Klassen zu dem Manne, welcher die, an den Straßenecken neuangeschlagenen gedruckten Proklamationen von dem Altane des Hôtels de Pologne zu den Untenstehenden, in großer Fülle hinabflattern ließ.

Sie enthielten, wenn ich nicht irre, neben angenehmen Vertröstungen auf die gute Mannszucht der Truppen, Aufforderungen zum Beitritt eines Kampfes, der bereits mehr als zuvor, die Miene gerechter Empörung gegen ausländische Unterdrückung annahm. Die Aufforderung fand natürlich, bei nur wenigen Aufgeregten oder mit ihrem Lebensloose Unzufriedenen Gehör, weil alle übrigen Umstände den Beitritt im damaligen Augenblicke wohl nicht anrathen konnten.

Die Besetzung durch die feindlichen Truppen dau-

erte nicht lange. Bald nachdem das Corps des westphälischen Generals d' Albignac zu den, unter dem General von Dyherrn und Obersten Thielemann stehenden Sachsen gestoßen war, zogen die Feinde wieder ab. Am 29. Juni kehrte der General Am Ende nach Böhmen zurück, während der Herzog von Braunschweig-Oels sich mit den Seinigen nach Chemnitz bewegte. Wie Guckkastenbilder folgten die Ereignisse einander.

Hatte man kurz vor dem Einmarsche der Oesterreicher erst einen in Baiern erfochtenen Sieg durch Tedeum, Viktoriaschüsse und Illumination gefeiert, so rückte nun wieder am 30. Juni Oberst Thielemann mit seinem Korps in Dresden ein und schon am folgenden Tage zog König Jerome von Westphalen selbst, prachtvoll uniformirt an der Spitze seiner schönen Grenadiere unter Glockengeläute durch die Stadt, um im Brühlschen Palaste seine Wohnung zu nehmen.

Den nächsten Tag gab es ein neues Tedeum und am folgenden eine Musterung vor Jerome. Aber die kaum verklungene, westphälische Freude mußte schon am 12. Juli sich wieder zur Annahme einer österreichischen Physiognomie bequemen. Denn General Am Ende rückte abermals in Dresden ein und Fürst Lobkowitz, der schon das erste Mal Commandant

der Stadt gewesen war, trat diese Funktion von Neuem an.

Die größte Unbequemlichkeit für die Einwohner war dabei die Erschwerung der Communication zwischen der damals befestigten Stadt und deren Vorstädten. Um die Thore dazwischen ungehindert zu passiren, bedurfte es eines besondern Erlaubnißscheins, der übrigens ohne erhebliche Ursache Niemandem leicht verweigert wurde. Da ich in der Vorstadt wohnte, meine Amtsgeschäfte mich aber früh und Nachmittags nach der Stadt beriefen, so mußte ich mich Anfangs selbst einer solchen Bescheinigung bedienen.

Das Lokal der Commerzdeputation befand sich jedoch in einem Privathause und eine Kasse dabei. Um nun auf den Fall, daß von Seiten der feindlichen Behörden dort Nachfragen geschahen, Jemanden zu deren Beantwortung in diesem Locale zu wissen, erhielt ich beide Mal, während der österreichischen Ocupation, Auftrag, einstweilen meine Wohnung dahin zu verlegen. Es ist indessen jede Nachfrage dieser Art unterblieben.

Dasmal schienen die Oesterreicher auf einen längern Aufenthalt in Dresden zu rechnen, als plötzlich die Sache eine ziemlich düstre Farbe annahm. Oberst Thielemann zeigte sich nämlich am 20. Juli plötzlich vor der Stadt und forderte deren Uebergabe. Die

Oesterreicher ertheilten jedoch eine abschlägige Antwort. Zum Glück löste die einlaufende Nachricht von dem, zu Znaim, zwischen dem österreichischen und dem französischen Kaiser abgeschlossenen Waffenstillstand und eine in Folge desselben, vom Erzherzoge Carl eingegangene Ordre, die zunehmenden Besorgnisse der Einwohner recht bald.

Am 21. gingen die Oestreicher abermals nach Böhmen zurück, und den Tag darauf wurde die Stadt von dem, unter Thielemann stehenden Korps besetzt. Nur gegen die, noch in Sachsen herumschwärmenden Braunschweiger mußten Maasregeln zur Sicherung Dresdens genommen werden, welche darin bestanden, daß die Thore für einige Zeit gesperrt und nur Fußgänger durch die Pförtchen aus- und eingelassen wurden.

Eine ganz andere, als die zeither nothgedrungene, bald französisch-westphälische, bald österreichische Freude, verkündigten alle Gesichter, bei der am 11. August erfolgten feierlichen Einholung des zurückgekehrten Königs und Hofes durch die, nicht lange zuvor erst errichtete Bürgergensd'armerie. Eben so bot auch der 21. October, wo unter dem Donner der Kanonen von den Wällen, in allen Kirchen das: „Herr Gott, dich loben wir", wegen des, zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossenen Friedens ge-

sungen wurde, ein wahres, Lust gewidmetes Volksfest dar.

Eine spätere, mit großem Pomp verbundene Feier, am 23. December, bezeichnete zugleich den Geburtstag des hochverehrten Königs und seine an diesem Tage erfolgte Rückkehr aus Paris, wohin er, auf die Einladung des Kaisers Napoleon, am 11. November abgereiset war. Auch dieses Fest beschämte mehre der frühern kraft- und saftlosen Schattengestalten, durch die lebendigste Theilnahme, die dem hochverehrten Fürsten bezeigt wurde.

Sämmtliche Singechöre der Dresdener Schulen bildeten Abends auf dem Platze am Georgenthore vor dem Schlosse, einen Halbkreis unter Fackelbeleuchtung, von der Bürgergarde zu Fuß und zu Roß umgeben. Posaunenklang begleitete die, aus tiefem Herzen schallenden Töne des Liedes: Nun danket alle Gott! woran der Landesfürst mit der ganzen Familie auf dem Altane des Schlosses, persönlich Theil nahm. Zuletzt flossen noch die vereinten Wünsche der versammelten Volksschaar zusammen in den Ausruf: Gott erhalte den König!

Zu allgemeiner Zufriedenheit gereichte den Einwohnern die bereits angefangene Abtragung der Dresdener Festungswerke.

Der Ruhm Napoleons kostete Deutschland im-

mer mehr Blut und Thränen. Seine Heere hatten die meisten Gegenden bereits ausgesogen und die ganz Europa, unter seinem eisernen Willen erwartende Zukunft, nahm eine so ungeheure, dunkle Gestalt an, daß die Einbildungskraft vergebens nach einem passenden Umrisse für sie suchte. Sein sichtbar zunehmender Grimm über das immer deutlicher hervortretende, allgemeine Widerstreben gegen eine Gewalt, unter deren Drucke nicht nur die vermoderten Leichname Enghiens und Palms von Neuem zu bluten begannen, sondern auch alle Anzeichen künftiger, frischer Leichen ohne Zahl, zur Rache aufforderten, wendete dem Riesen an Geist und Kraft, die Mehrheit der Gemüther ab. In diesen bereitete sich der Stoff zu den Ereignissen schon vor, welche durch die nachherigen Umstände die Form erhielten.

Der von Kundschaftern allenthalben umlauerte Unwille scheuete sich zwar, öffentlich zu verlauten, desto unumwundener aber sprach er sich im Stillen gegen verwandte Seelen aus. Während der Zeit vom Wiener Frieden im Jahre 1809 bis 1812, wo der Krieg mit Rußland ausbrach, überzeugte man sich immer mehr, daß die abgeschlossenen und abzuschließenden Verträge zwischen Napoleon und den übrigen Mächten, ihren Wurm in sich selbst trügen.

Nur Wenige vertraueten der Hoffnung auf eine

wesentliche Abänderung der zeitherigen Mißverhältnisse durch die Vermählung Marie Louisens mit dem französischen Kaiser, während er selbst zuweilen zu fühlen schien, daß er in Josephinen seinen wahrhaften Schutzgeist aufgegeben hatte.

Die politischen Verfolgungen nahmen auffallend zu. Im Sommer 1811 erlebte ich einen, auf sie Bezug habenden, eigenen Vorfall. Meine Gesundheitsumstände hatten mich zufolge ärztlichen Rathes, nach Karlsbad geführt. Dort befand ich mich eines Mittags an der Table d'hôte des Grafen Bolza. Das Essen war bereits im Gange, als noch zwei Herren eintraten.

Aus Platzmangel fanden sie kein Unterkommen neben einander an der Gasttafel, und der eine nahm den, noch leeren Stuhl mir zu Linken ein. Der andere nicht weit davon Sitzende hatte schon auf den ersten Blick meine Aufmerksamkeit erregt. Er kam mir ungemein bekannt vor. Auch schien es, als ob derselbe mein Gesicht nicht zum ersten Male sähe. Aber auf wiederholtes Hinblicken nach ihm, blieb es mir doch unmöglich, mich seiner mit Klarheit zu entsinnen. Auf die Frage an meinen Nachbar, der mit ihm gekommen war, nach seinem Namen, nannte mir derselbe hierauf meinen eigenen Namen, als solchen.

Sein Gefährte schien indeß kein Auge mehr von

uns zu verwenden und den Gegenstand unseres Gesprächs zu errathen. Wenigstens sprang er bald darauf plötzlich empor von seinem Sitze, zu mir herüber, reichte mir die Hand und berief sich darauf, daß wir in der Ostermesse zu Leipzig in Rudolphs Garten durch den Buchhändler Doktor Cotta mit einander bekannt gemacht worden wären.

Nun erkannte ich ihn sogleich wieder und bemerkte ihm mit Lächeln, daß mein Nachbar ihn unter meinem Namen kennen müsse. Mir durch eine Miene und einen Druck der Hand, das hier obwaltende Geheimniß zu erkennen gebend, gestand er nun, daß er sich so eben auf der Flucht befinde, und bat mich um Verschweigung seines Namens gegen Jedermann.

Es war der Fortsetzer, des von Archenholz begründeten Journals Minerva, Bran. Seine Uebersetzung und Verbreitung, der damals großes Aufsehen erregenden Schrift des Cevallos, über die spanischen Angelegenheiten, hatte ihn eiligst von Hamburg hinweg getrieben. Wahrscheinlich stand ihm das Schicksal des unglücklichen Palm bevor, wenn die ihn eifrigst Verfolgenden seiner habhaft wurden. Er beabsichtigte seine Zuflucht nach Prag zu nehmen. Hier hat er sich auch bis nach der Schlacht bei Leipzig aufgehalten.

Eines seltenen Glückswechsels kann ich nicht un-

terlassen, hierbei zu gedenken. Ich pflegte in Karlsbad sehr oft an der Table d'hôte des Grafen von Bolza Theil zu nehmen. Von besonderm Interesse war mir seine Person. Es ist erwähnt worden, daß mein Stiefvater, der nachherige Banquier Friedrich Egg in Dresden, früher Generalbevollmächtigter der gräflich Bolza'schen Erben war. Graf Bolza, der damals zu Prag seinen Sitz hatte, gehörte auch zu diesen.

Der sehr reiche Nachlaß seines verstorbenen Vaters faßte unter anderm, einen so ansehnlichen als ausgesuchten Weinkeller in sich. Allein zur damaligen Zeit unterlagen die meisten ausländischen Weine in Oesterreich und Böhmen einem strengen Verbote. Nur in Betracht, daß die auf den Grafen Bolza gekommenen Weine aus der väterlichen Verlassenschaft herrührten, wurde ihm endlich und zwar gegen Erlegung einer großen Geldsumme, die Einfuhr derselben zugestanden.

Es war Winter und wegen der damals sehr schlechten Gebirgswege der Transport nicht ohne Schwierigkeiten. Mein Stiefvater beauftragte daher einen, bei der damaligen Bolza'schen Canzlei zu Dresden stehenden Expedienten, zur Aufsichtsführung darüber unterweges, wie zur Uebergabe an den Grafen in Prag. Auf mein Bitten durfte ich, ein junger Mensch von

etwa siebzehn Jahren, ihn nach der so merkwürdigen alten Königsstadt begleiten. Dort hatte ich tagtäglich Gelegenheit, den ungemeinen Glanz eines prachtvollen Gefolges männlicher und weiblicher Dienstleute, der köstlichen Equipagen und der neidenswerthen Einrichtung des weitläufigen gräflichen Hôtels zu bewundern und anzustaunen.

Und den nämlichen, damals in Prag mit allem Schimmer des Reichthums und der bevorrechteten Geburt umgebenen Grafen von Bolza fand ich im Jahre 1811 zu Karlsbad als Besitzer und Bewirthschafter eines Gasthofs wieder. Daß er mich nicht erkannte aus der längst vergangenen Zeit, wo ich noch ein halber Knabe war, ließ sich denken. Es war mir auch viel zu lieb, als daß ich hätte Gelegenheit nehmen mögen, mich ihm zu erkennen zu geben. Uebrigens würde ich ihn von selbst ebenfalls nicht wieder erkannt haben.

Wenn es aber auch allerdings Wehmuth erregen muß, einem vom Glücke so hoch gestellten Mann (vielleicht durch ganz unverschuldete Unfälle) späterhin auf einer weit tieferen Stufe zu erblicken, so gewährt es doch bei näherer Erwägung die reinste Freude, einen solchen Mann, den ihm früher ganz ungewohnt gewesenen Platz so einnehmen und die neue Lage, als der ihr völlig gewachsene Herr, sich aneignen zu sehen.

Wahrlich, es ist weit leichter, sich in einer vom Glücke bereiteten hohen Situation bis an sein Lebensende zu behaupten, als herabgesunken aus ihr, der weit schwierigern dergestalt Meister zu werden, wie es dem Grafen Bolza gelungen war. Sein Gasthof verdiente den vorzüglichen Ruf, dessen er genoß.

Während meines Aufenthalts in Karlsbad fiel einmal eine, in ihrer Art, merkwürdige Scene vor. Mit den hauptsächlichsten Dienstleuten in Streit über die häusliche Ordnung gerathen, mochte der Graf Bolza sie auf der Stelle fortgeschickt haben. Aber die Sache hatte freilich auch ihr Schlimmes. Die Tafelzeit war gekommen und der neue elegante Kellner, welcher die Suppe auftragen sollte, noch nicht. Auf der Stelle ergreift der resolute Wirth die gefüllte Terrine an beiden Henkeln, eilt damit in den Speisesaal, setzt sie mit Anstand auf die Tafel und erzählt dann zur Erläuterung in kurzen Worten lachend die Geschichte, worüber ein minder praktischer Mann vor dem, zuletzt ausbrechenden Donnersturme seiner hungernden Tafelgäste, nach dem geheimsten Winkel seines Hauses geflüchtet und vielleicht in Angst und Thränen zerflossen wäre.

Der Aufenthalt in Karlsbad bot noch außer dem, daß er sehr vortheilhaft auf meine Gesundheit einwirkte, mir überaus denkwürdige Annehmlichkeiten

dar. Schon die Wohnung im grünen Papagei auf der Mitte der sogenannten Wiese, mit einem so wackern, als intelligenten und gefühlvollen Landsmann, war ein großer Vortheil. Sodann konnte ich bei den Ausflügen in die Gegend zu Fuß und zu Wagen beinahe täglich auf die Gesellschaft überaus schätzbarer, bewährter Freunde rechnen. Als eine besondere Gunst des Glückes betrachte ich außerdem noch immer die Bekanntschaft des damaligen Großkanzlers, nachherigen Staatsministers von Beyme aus Berlin, welcher auch, nebst seiner Gemahlin und Tochter die Brunnenkur brauchte.

Sein, die Fülle hohen Geistes, bei der wohlthätigsten Gefühlstiefe mit einer seltenen Klarheit aussprechendes Auge, die in inniger Uebereinstimmung damit stehende Rede, kurz die schöne Harmonie seiner, wie das einnehmende Bild edler Wahrheit und Offenheit sich darstellenden Erscheinung prägte sich mir sogleich unauslöschlich ein.

Die tägliche Unterhaltung mit ihm am Brunnen und auf Spaziergängen, seine hellen Ansichten von den menschlichen Verhältnissen und von dem geselligen, wie dem Staatsleben, werden mir unvergeßlich bleiben.

Ein eigenes, hinreißendes Feuer erfüllte sein Auge und waltete in seiner Stimme, wenn seine Rede dem Rechte und der Gerechtigkeit galt. Seine ganze

Seele schien in heiliger Glut emporzulodern. Unter anderm wird auch der Moment mir immer vor Augen schweben, wie ich später auf seiner Heimreise durch Dresden, ihn in die damalige Rüstkammer begleitete und wir vor dem blanken, blitzenden Harnische des großen Kurfürsten Moritz standen. „Solch ein Held, würde der Zeit helfen können!" rief er und der gewaltige Ton des, aus den innersten Tiefen des Lebens hervorgequollenen Wortes ergriff mich mit wahrhafter Zaubermacht. Der feuchte Glanz in seinem weitgeöffneten Auge gab ihm den unwiderstehlichen Schein der Verklärung.

Noch bemerke ich, daß ich auf meiner Rückreise von Karlsbad nach Dresden in Teplitz wieder mit dem hochverehrten Manne und dessen Familie zusammentraf und dort einen recht interessanten Mittag bei ihm verlebte. Fichte der ältere, der Schauspieler Bethmann und Varnhagen van Ense waren unter andern die Theilnehmer des fröhlichen Mahles. Es machte mir besondere Freude, ein recht einnehmendes geselliges Talent an dem so geistvollen, tiefsinnigen Varnhagen zu entdecken.

Mit der größten Virtuosität und Schnelligkeit, schnitt er vorzüglich die Gesichter und Gestalten bekannter Personen in Papier, großentheils aus dem Gedächtnisse, aus.

Höchst ergötzlich, war sein, damals nur noch angeblicher Ludwig XVIII. Es war nicht nur das ganz ähnliche übervolle Bourbonsgesicht, sondern auch der podagrische Zustand des Dargestellten, charakteristisch wiedergegeben.

Zu jener Zeit dachte gewiß kein Mensch an der ganzen Tafel daran, daß der völlig vergessene Prätendent seine chimärisch erscheinenden Prätensionen, noch nicht volle drei Jahre später, auf Frankreichs Throne realisiren würde! —

Fichte, welcher der Kur wegen in Teplitz sich aufhielt, schien, seinen Aeußerungen nach, beim Fortgehen, ernstlich zu glauben, daß seine Krankheit das gelbe Fieber sei.

In Bezug auf den Großkanzler Beyme erwähne ich noch, daß ich nach langen Jahren — ich habe vergessen, ob im Sommer 1828 oder 1830 — aus dem Schandauer Bade heimgekehrt, eine, eben erst von einem fremden Herrn aus dem Gasthofe zur Stadt Berlin, in meiner Wohnung abgegebene Karte, mit dem Namen v. Beyme wieder fand. Auf der Stelle würde ich, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre, in den Gasthof geeilt sein.

Wie groß war meine Freude, am folgenden Morgen ihn wirklich selbst und zwar in einem weit frischern, blühendern Zustande als vormals im Karlsbade, wie-

derzufinden. Da seine Zeit für Dresden nur auf ein Paar Tage berechnet war, so hielt er sich sehr zurückgezogen. Ich fühle mich noch immer wahrhaft beglückt, daß der mir unvergeßliche Mann nach einer solchen Reihe von Jahren, sich meiner noch erinnerte nnd mich an dem Genusse mehrer Stunden, seines so kurzen hiesigen Aufenthalts, Theil nehmen ließ. Noch entsinne ich mich, daß er unter anderm die Rede auf den, späterhin eingetretenen, Anschluß Sachsens an die Zollvereinsstaaten brachte und solchen als eine, für dieses Land wie für Preußen, gleichwichtige und nützliche Maasregel betrachtete.

Die Verhandlungen wegen des Verlags, des von mir mit Apel, gemeinschaftlich herausgegebenen Gespensterbuchs hatte schon einige Jahre zuvor mich in besonders freundliche Verbindung mit einem der verdienstvollsten Veteranen des deutschen Buchhandels gebracht. Beim Aussprechen des Namens Georg Joachim Göschen, treten jedem Kenner auch sogleich die großen Namen Göthe, Schiller, Wieland, vor die Augen, seinem Verlag, eine, besondere Weihe ertheilend.

Zugleich entsinnt man sich der wahrhaften Verdienste des würdigen Mannes, um die deutsche Literatur überhaupt und so vieles auf Gemeinnützigkeit Abzweckende, besonders auch der bei seiner vormaligen

Buchdruckerei zu Grimma bewiesenen, wackern Bestrebungen um die Typographie und Verbesserung des Druckes: Seine Prachtausgaben von Wieland und Klopstock werden später der Nachwelt, das ruhmvolle Beispiel nachahmungswürdiger Handlungen aufstellen.

Auch von Person war Göschen ein sehr einnehmender Mann. Eine kräftige Gestalt, ein wohlwollendes, ausdruckvolles Gesicht unterstützte die Anmuth seiner geistreichen Rede. Enthusiastisch für alles Gute und Schöne, war sein Sinn immer rege zu allen, ihm einleuchtenden Verbesserungen und Vervollkommnungen in seinem weiten Wirkungskreise. Und dieselbe Freundlichkeit, welche in seinen Gesichtszügen waltete, ging belebnd durch seine ganze Familie, von der, jeder Achtung würdigen Hausfrau an, bis zu seinem jüngsten Kinde, einer Tochter, deren harmlose Schalkheit gar oft das Ergötzen des gesammten Hauses ausmachte.

Unstreitig war es ein überaus harter Schlag, der Göschen späterhin, in dem frühzeitgen Tode seines Schwiegersohns und Handlungstheilnehmers Susemihl traf, eines Mannes, durch Geist, Herz und Willen ganz geeignet, sein Werk auf die angemessenste und umsichtigste Weise fortzusetzen.

Noch immer ist mir ein Abend in Göschen's

Hause in recht freundlichem Andenken, an dem, ausser den Brüdern von Thümmel, deren einer der berühmte Verfasser der Wilhelmine und der auch in Göschen's Verlage erschienenen sämmtlichen Thümmelschen Werke war, der als Gelehrter und Mensch hochgeachtete Spàziergänger nach Syrakus, Seume, ebenfalls Theil nahm.

Der schalkhafte Dichter der Wilhelmine, obschon bereits hochbejahrt, erschien noch immer als heitrer Schüler des Epikur. Leider blieb seine, den übrigen Gästen sehr wohlthuende, glückliche Laune ohne Wirkung auf meinen unmittelbaren Nachbar, den armen Seume, dessen Leichenblässe durch einen starken, schwarzbraunen Schnurrbart besonders hervorgehoben wurde.

Sein Gesundheitszustand war bereits so bedenklich, daß er gar manche Schüssel unberührt vorüberlassen mußte. Nach Tische gab ihm Thümmel zu vernehmen, daß er ihn von selbst schwerlich wieder erkannt hätte, hinzufügend: „Wie sind sie aber auch, seitdem wir uns nicht sahen, zu dem vertrackten Schnurrbarte gekommen? —" Dem heitern Greise floß das lachende Wort gewiß ohne alle Bitterkeit von der Lippe. Aber Seume, ohne Zweifel im Gefühl der Verletzung durch den herben Vorwurf, der ihn überraschenden Wahrheit, daß es kein glücklicher Einfall sei, wenn das

Alter sich Kennzeichen dieser Art, die man sogar in der Jugend verschmäht habe, aneignen wolle, wurde sichtbar von der Bemerkung verstimmt.

Es ist bekannt, daß Seume zuletzt noch die Heilquellen von Töplitz aufsuchte, um die immer mehr abnehmenden Kräfte, wo möglich, wieder etwas aufzuraffen.

Obschon er diesen Zweck nicht erreichte, so enthob ihn doch der dortige Friedhof aller, auf seine Ruhe immer störender und empfindlicher, eindringenden, körperlichen Leiden.

Der würdige Göschen hatte ein ziemlich hohes Alter erreicht, als er im Frühjahre 1828 verschied. Sein ältester Sohn gab das, zuerst in Gemeinschaft mit dem Vater, dann von ihm getrennt geführte Geschäft, des Buchhandels auf. Doch scheint es in der Hand seines jüngsten Sohnes, unter der alten Firma, immer besser wieder aufleben zu wollen.

War Göschen, obschon empfänglich und bereitwillig für das meiste Neue, das er für gut und zweckmäßig erkannte, doch im Allgemeinen ein Mann nach dem Typus der vormaligen, beinahe ausgestorbenen, deutschen Buchhändlerwelt, übrigens voll jener, an altes, gutes Herkommen sich anhaltenden Ehrenfestigkeit, so gab es aber auch einen Andern, ziemlich lange gleichzeitig in der Stadt, die seit geraumer Zeit den Haupt-

ſitz des deutſchen Buchhandels ausmacht, raſtlos wir- kenden Buchhändler, deſſen ganze Weiſe zu Erneuun- gen aller Art in Weſen und Form der Geſchäfte, ſich hinneigte und der vielleicht zuerſt unter allen in Leip- zig etablirten Buchhändlern, dem Buchhandel ein völ- lig verändertes Gepräge zu ertheilen wagte.

Schon auf der Gränze zwiſchen Jugend und Al- ter ſtehend, hatte ſein Anſehen und Benehmen noch etwas recht Friſches und Jugendliches. Mit größtem Eifer griff er in die Geſchäfte ein.

Eine geraume Zeit zuvor hatte das Glück wenig von ihm wiſſen wollen. Er war ſogar in bedeutende Bedrängniſſe gerathen. Aber dem kräftigen Schwim- mer gleich, den das Widerſtreben der empörten Wogen ſtatt zu lähmen, nur aufzureizen vermag, hatte er ſich immer von Neuem in den gegen ihn emporſchäumen- den Strom geworfen, bis dieſer die Herrſchaft des ſo Kraftreichen, als Unermüdlichen anerkannte.

Weſſen Auge dem Lebensgange des Buchhändlers Friedrich Arnold Brockhaus fortdauernd gefolgt iſt, von ſeinem erſten Auftreten in dieſem Gewerbs- zweige an, bis dahin, wo ein plötzlicher Tod den le- bensluſtigen Mann mitten in ſeiner mächtigſten Wirk- ſamkeit im Jahre 1823 ganz unerwartet erfaßte und niederwarf, dem wird ſein Aeuſſeres und ſein ganzes Thun immer als das nämliche erſchienen ſein. Und

doch waren die zahllosen, innern Zustände in seinem viel und mannichfach bewegten Leben von einander gerade so verschieden und sich zum Theil widersprechend, als das volle, runde, mit zwei klugen, forschungslustigen Augen versehene Gesicht ewig heiter, welches sie zu maskiren wußte. Diese Heiterkeit stellte sich sogar ganz natürlich und ohne den mindesten Zwang dar.

Es schien, als ob der Inhaber der Maske in der Philosophie des Lebens bis auf den seltenen Punkt hinaufgeklommen sei, wo man Alles, Reichthum und Armuth, Freude und Schmerz, wie eine unabänderliche Nothwendigkeit erduldet, weil ja doch jeder Widerstand an ihr scheitern müßte. Oder vielmehr, seine Miene sah durchaus nicht wie eine bloße Maske aus, sondern wie der wahre Ausdruck einer frohen Laune, deren Existenz der Eigenthümer, in Folge ruhiger Betrachtung, von Glück und Unglück ganz unabhängig zu machen gewußt hatte. Während man sich Göschen, wenigstens zur Zeit meiner Bekanntwerdung mit ihm, wohl denken kann, in einem netten Festtagskleide von etwas veraltetem Schnitte, jedem unausweichlichen Familienballe beiwohnend und unstreitig nach den, vom Zeitstrome längst hinweggerissenen Menuetvirtuosinnen seiner Jünglingsperiode sich überall fruchtlos umschauend, um wo möglich, auch noch der Tanzmuse seine

Huldigung mit Anstand darzubringen, so würde vermuthlich Brockhaus bei gleicher Gelegenheit und zwar noch in seiner letzten Lebenszeit keinesweges als abgeschmackter Dandy, aber doch als ein Fashionable von gutem Passiergewichte, auf der Stelle die hübscheste Brünette oder Blondine ergriffen, und einen raschen Cotillon, wie ihn der Modegeschmack des Augenblicks eben darbot, ohne Furcht und vermuthlich auch ohne Tadel, mit ihr bestanden haben.

Sogar in Ermangelung besonderer Gunst von Seiten des Glückes vermögen behutsame, ordentliche und ruhige Geschäftsleute wohl am Ende eine sogenannte Demi-Fortune zuweilen zu erzwingen. Doch ein rascher, feuriger, unternehmender Geist, wie F. A. Brockhaus, kann der Protektion des Glückes durchaus nicht entbehren. Und nachdem die vielverschrieene Glücksgöttin ihn lange genug, zum Theil recht tüchtig geneckt hatte, trat sie auf Einmal als seine Beschützerin auf.

Kaum war nämlich, das in anderm Verlage längst erschienene Conversationslexikon, vom vieljährigen Aufenthalte im dumpfen Niederlagsgewölbe, bereits halb erstickt, auf Brockhaus übergegangen, so gewann es plötzlich ein, bis auf dahin gar nicht geahnetes Leben.

Unter der Gestalt, dieses bereits zum Ladenhüter gewordenen Werkes gab sich ihm Fortuna, in ihrer al-

les neubeseelenden Wundermacht zu erkennen. Nachdem er eine völlig umgestaltete Auflage davon hatte besorgen lassen, bewies sich, die ihm vorher so spröde erschienene, göttliche Dame auch bis an seinen Tod als Gönnerin.

Hauptsächlich durch ein vielgestaltiges Leben ausgebildet und zu dem geschaffen, was er war, konnte kaum ein praktischerer Geschäftsmann existiren, als Brockhaus. Sein scharfer Blick faßte Alles schnell. Eben so schnell war er im Benutzen desjenigen, das sich ihm als gewinnbringend herausstellte. Allerdings ist sogar der schärfste Blick in solchen Dingen der Täuschung unterworfen. Dazu mag zuweilen wohl eine, in Leidenschaft ausgeartete, besondere Vorliebe für diese oder jene Spekulation, ihn zu einer irrigen Rechnung bewogen haben.

Im Allgemeinen aber, besaß er, wie im gesellschaftlichen Umgange, da, wo sein feuriger Sinn ihn nicht verblendete, auch in seiner Geschäftssphäre, einen recht sichern Takt. In den mancherlei literarischen und literarisch-politischen Kämpfen, auf die er bald nothgedrungen, bald ohne Noth sich einlies, bewies er meistentheils eine gute Schlagfertigkeit und Gewandheit. Sein Haus war in der Messe ein Sammelplatz angenehmer Gesellschaft, hauptsächlich aus Gelehrten, Buchhändlern und Kaufleuten bestehend. Er besaß alle zu

einem, den Gästen willkommenen, Wirthe erforderlichen Eigenschaften in sehr hohem Grade. Fast immer wußte er dahin, an seiner oft so zahlreich besetzten, als glänzend eingerichteten Tafel, dem Frohsinne und einer anständigen Jovialität den Vorsitz mit dem glücklichsten Erfolge zu vindiciren

Sein Name darf auf das Recht Anspruch machen, im Gebiete der Wissenschaft, welche er durch seine ausgezeichnete Betriebsamkeit ungemein beförderte und in der Geschichte des deutschen Buchhandels, so lange dieser bestehen wird, wie der Name des würdigen Göschen, mit besonderm Ruhme genannt zu werden.

Bessere Hände hätten sich wohl zu Fortführung des Brockhaus'schen Geschäfts nicht finden lassen, als mit denen seine beiden Söhne, Friedrich und Heinrich Brockhaus, solches betreiben.

Der Name des verstorbenen Schöpfers ihrer Handlung F. A. Brockhaus bezeichnet noch fortdauernd die Gemeinschaft beider Brüder, während sie bekanntlich die Direktion also unter sich getheilt haben, daß Friedrich, der überaus umfangreichen, mit Dampfmaschinen und allen, durch die fortschreitende Zeit erfundenen Erleichterungen und Verbesserungen wohlversehene Buchdruckerei, und Heinrich der Verwaltung der Buchhandlung vorsteht, die bei ihrer hohen Wichtigkeit und Vielgestaltigkeit, alle geistigen Kräfte des

mit einer ausgezeichneten Intelligenz, Geschäftskenntniß und Umsicht begabten, Vorstehers in Anspruch nimmt. Wahrhafte Ehre erwerben ihm unter andern die „Blätter für literarische Unterhaltung.“

Unter der, von ihm selbst besorgten Redaktion hat diese allgemein und mit größtem Rechte geschätzte Zeitschrift fortwährend an Geist, Leben und Mannichfaltigkeit gewonnen, ohne an dem wissenschaftlichen Ernste, der sie vor den übrigen Unterhaltungsblättern auszeichnet, die mindeste Einbuße zu erleiden.

Die, von den Gebrüdern Brockhaus für die Leipziger Ostermessen neuerlich gestifteten, zunächst ohnstreitig auf einen angenehmen Verein der zur Messe gekommenen, auswärtigen Buchhändler abzweckenden Soiréen und der fast ganz unbeschränkte Zutritt aller dafür, ihrer Stellung und Kultur nach, geeigneten Einheimischen und Ausländer zu ihnen, ist nur eine Fortbildung der häuslichen Veranstaltungen ihres denkwürdigen Erblassers und beweist, daß auch in diesem Punkte, wie in den übrigen wesentlicheren, ihr Bestreben dahin geht, immer in seinem Sinne zu handeln und vorzuschreiten.

Die Leipziger Ostermesse bietet überhaupt im Allgemeinen neuerlich ihren Besuchern immer mehr höchst schätzbare Genüsse. Unter einigen werthvollen Gemäldekollektionen, wie die, zuletzt nach den benachbarten

Lütschena verlegte, des Wollhändlers Speck, wozu schon seit langer Zeit den Kunstfreunden der Zutritt vergönnt war, umfaßt jetzt hauptsächlich auch die des Hofraths Keil, an den dazu festgesetzten Tagen gewöhnlich eine ausgesuchte und zahlreiche Versammlung.

Der so kunstsinnige als kenntnißreiche Besitzer nebst seiner geistvollen Gemahlin, bestreben sich mit höchster Anspruchlosigkeit und einer seltenen Güte, auch die minder unterrichteten Besucher auf das Denkwürdigste der ausgestellten Gegenstände aufmerksam zu machen. Wahrhafte Kunstschätze bieten noch die Gemäldesammlungen mehrer anderer Privatpersonen dar. Namentlich hat der, bekanntlich mit gar mannichfachen Kenntnissen ausgerüstete, und sein Gewerbe sehr großartig betreibende Buchhändler Barth, eine recht gewählte Kollektion. Ob er sie neuerlich in der Messe an gewissen Tagen ebenfalls zur Beschauung förmlich ausgestellt, ist mir zwar nicht bekannt, gewiß aber weiß ich, daß der feine, zuvorkommende Mann keinem Freunde der Kunst den erbetenen Zutritt verweigern wird. —

Bei Gelegenheit der Erwähnung der Leipziger Messe kann ich hier nicht unterlassen, des Lebens im Italienerkeller wegen seiner Eigenthümlichkeit noch zu gedenken, welches vorzüglich in früherer Zeit große Theilnahme erregte, und an dem damals auch, während des ganzen Jahres, die Leipziger Geschmack fan-

den. Es giebt anderwärts ebenfalls öffentliche Keller, in denen italienische und sonstige feinere Speisewaaren, nebst geistigem, kaltem und warmem Getränk genossen zu werden pflegen.

So erinnere ich mich, während meines früher erwähnten Aufenthalts in Berlin mehre Male in einigen solchen Kellern recht zahlreiche, anständige Gesellschaft angetroffen zu haben. In Leipzig aber waren eine ungemeine große Anzahl solcher Restaurants. An ihrer Spitze stand der uralte, durch Göthe's Faust auch in die Literatur eingesmuggelte Auerbachsche Keller, in welchem vermuthlich noch jetzt das bekannte Bild vorhanden ist, wie Faust und Mephistopheles ihre gemeinschaftliche Luftreise unternehmen. Außer diesem Keller gehörten besonders die der Italiener Rossi in der Petersstraße und am Markte zu den besuchtesten. Aber auch die vielen übrigen hatten in der Regel einen eigenen Zirkel täglicher Gäste und somit eine charakteristische Physiognomie. Der Buzzische am Markte, wurde gewöhnlich vorzugsweise der gelehrte geheißen, weil er hauptsächlich einer Auswahl älterer, angesehener Professoren Leipzigs zu wechselseitiger Abendmittheilung diente.

In andern Italienerkellern war dagegen mehr der ältere Handelsstand, in noch andern die Jugend, die

akademische und kaufmännische, oder auch wohl eine Mischung von beiden zu Hause.

Wie bekanntlich einer der vorzüglicheren Leckerbissen solcher Anstalten, die Auster, erst mehr als einmal genossen sein will, ehe der rechte Geschmack sich ausbildet, so kann auch der Neuling durch den ersten Besuch sich schwerlich mit einem Italienerkeller recht befreunden, zumal wenn er ihn bei Tage gemacht hat. Für das schöne, klare Sonnenlicht gewährt natürlich ein unterirdisches Halbdunkel eben so schlechte Entschädigung, als der dumpfe, mit den vereinten Düften der zahllosen trockenen und flüssigen Mund- und Gaumenbedürfnisse, nicht eben angenehm geschwängerte Kellerbrodem für die reine, freie Himmelsluft. Allein Gewohnheit und zusagende Gesellschaft benehmen sehr bald solchen Orten nicht nur ihren, anfangs häßlichen Beigeschmack, sondern sie machen sogar, daß die Menschen sich dort so wohl, wie die Forelle im klarsten, lebendigsten Gebirgswasser befinden.

In mehren dieser Keller fand daher auch Mittags eine sehr starke Gasttafel statt, an der, für die nicht sehr frühzeitig Kommenden kein Platz übrig war. Auch Gesellschaften Bekannter pflegten besonders zur Lerchenzeit — nicht zu derjenigen, wo die Lerchen singen, sondern wo sie gegessen werden — an solchen Orten kleine, besonders bestellte Gastmahle einzunehmen.

So erinnere ich mich noch aus der Zeit meiner Studien in Leipzig mehrer, recht lustiger sogenannter Lerchenschmäuße mit meinen Freunden in dem Keller eines Italieners, Namens Lampugnani in der Reichsstraße. Später wurde in andern Kellern, namentlich in dem Roſſ'ſchen am Markte, die gewöhnlich in die Michaelmesse fallende Lerchenzeit, zu täglichen Abendmahlen benutzt, an denen jeder, den Keller besuchende Bekannte oder Unbekannte, auch ohne vorausgegangene Bestellung Antheil nehmen konnte.

Im Allgemeinen beschränkten sich die stereotypischen Besucher auf ziemlich einfache Kost und geringe Weine. So wurde in dem einen derselben von den meisten Gästen der wohlfeilste Rothwein getrunken und gewöhnlich unter dem Namen: „Fliegentod" verlangt. „Fliegentod, wie Sie befohlen haben!" pflegte häufig beim Ueberbringen der kluge Wirth oder der, dessen Miene sorgfältig copirende Famulus, die den Scherz von der rechten Seite nahmen, zu antworten, ohne daß auch nur eine Spur von Lächeln dabei in ihren Gesichtern aufzufinden gewesen wäre.

Uebrigens kam es in allen Italienerkellern der bessern Gattung nicht leicht zu unanständigen Auftritten. Ein einziges Mal — es war an einem Festabende — wurden mir die Gesichter der Aufwärter eines solchen Kellers in dieser Hinsicht etwas verdächtig. Sie wa-

ren von einer ganz ungewöhnlichen Beschaffenheit, stark aufgelaufen und theilweise wie marmorartig und bronzirt. Auf meine Frage vernahm ich, daß in der Nacht zuvor eine Art Herkules ganz allein unten gewesen und ihnen insgesammt, seinem Ausdruck nach, „die Köpfe zurecht gesetzt" habe. Wie ein vorschneller Schulmeister, der, überführt, daß er Unschuldige bestraft, diese zuweilen damit zu trösten sucht, sie hätten diese schuldlos erlittene Strafe, ein ander Mal, wo sie keine erhalten, gewiß desto reichlicher verdient, gab ich mir zwar Mühe, den Kellnern auseinander zu setzen, daß, wenn ihnen auch gestern zu viel geschehen sei, sie den Mehrbetrag ebenfalls auf andere straflos gebliebene Fälle rechnen möchten. Aber die, von ihnen am Tage zuvor erlebte, mimische Explikation hatte offenbar einen weit tiefern Eindruck, als die meinige, auf sie hervorgebracht.

Der größte der Leipziger Italienerkeller, der Ekkerleinsche am Markte, der wirklich einen außerordentlichen Raum einnimmt, und in eine Reihe Gemächer durch Glasthüren abgesondert und mit mehren großen Speisetafeln versehen, zerfällt, ist gewöhnlich nur in den Messen von Bedeutung. Aber von sehr großer und bereits seit einer Menge von Jahren. Vormals hieß er der Treibersche. Da auch die Zwischenmauern seiner einzelnen Gemächer Glasfenster vom

größten Umfange enthalten, so haben die, mit guten Augen oder wenigstens dergleichen Augengläsern, Versorgten, nicht nur die immerfort außen, an den geräumigen Glasschränken, auf- und abfluthende männliche und weibliche Eleganz, sondern auch einen Theil der an den Tafeln der Nebenschränke bereits Speisenden vor sich, und ein Musikchor ist stark genug, um seinen Kunstleistungen bis in die entferntesten Gemächer Eingang zu verschaffen. Nächst dem ungeheueren Saale des Hôtels de Pologne, legt dieser Keller in den Meßabenden eine ziemlich vollständige Musterkarte der lebendigen Meßreize und Häßlichkeiten zur Schau. Man findet auch in ihm eine Karte mit warmen und kalten Speisen so vollständig, wie in den ersten Hôtels;

Die meisten dieser Keller waren vormals Abends ein hauptsächliches Augenmerk der mit Waaren herumlaufenden Handelsjuden. Ihr Geschäftsbetrieb hat für den Beobachter viel Interessantes.

So erinnere ich mich, daß eines Abend in einem solchen Keller mehre meiner Bekannten mir, dem Eintretenden, ihren glücklichen Kauf in Musselinwaaren erzählten. Ohnstreitig erschien meine Aufnahme ihres Enthusiasmus ihnen zu lau. Sie forderten einen Dritten auf, mich von dem Werthe ihres Einkaufs zu unterrichten. Allein dieser trat meiner Meinung bei, er hielt dafür, daß sie die erkaufte Waare viel zu hoch

anschlügen, erbot sich auch einen Versuch zu machen, dieselbe Waare von dem nämlichen Verkäufer noch wohlfeiler, als sie, an sich zu bringen. Ihr Verdruß darüber, daß der Verkäufer nirgends mehr im Keller zu sehen war, hätte kaum größer sein können. Wie triumphirten sie daher aber auch, als er unmittelbar nachher wieder zur Thüre hereintrat.

Der mir in Ansehung ihres Einkaufs Beipflichtende rief den Juden. Es kam zum Handel. Wie freueten sich meine Bekannten im Stillen, als er, ohne Zweifel seines, früher ihnen gemachten Preises eingedenk, eine Zeitlang noch höher hinaus wollte mit seiner Waare, als bei ihnen. Doch der jetzt um die Waare Handelnde beharrte bei seinem weit niedrigern Gebote. Der Verkäufer hatte schon anfangs gefragt, wie es nur möglich sei, für eine solche Waare so wenig zu bieten, kam hierauf wieder zurück und fing nun an, dergestalt auf den Unverstand mancher Käufer zu schmähen, daß es dem jetzigen zu toll wurde und er durchaus kein Wort weiter an den Juden verlieren wollte.

Des letztern nunmehrige äußerst submisse Zudringlichkeit brachte es indessen zuletzt doch zum Wiederanknüpfen der Verhandlung. Der Käufer sollte nur etwas noch zulegen. Als das aber durchaus nicht geschah, erhielt er die Waare wirklich um das Gebot

der Summe, wofür ihm früher so viel Anzügliches gesagt worden war. Bald darauf erschien einer seiner Freunde, ein genauer Sachkenner. Mit Lachen trug der letzte Käufer ihm die Geschichte vor.

Ja, — lachte der Neueingetretene ebenfalls — wenn auch diese Herren sich noch mehr zu beschweren Ursache haben, so hast du doch ebenfalls viel zu theuer gekauft. Und siehe da, er bewies es auf dieselbe Weise, wie sein Freund den Beweis gegen die andern geführt hatte.

Mißvergnügt, sonach ebenfalls in die Kategorie der Angeführten sich verwiesen zu sehen, verbat er sich nunmehr, als der Jude neue Erbietungen in Waaren ihm that, jede weitere Anrede. Aber trotz des finstersten Ernstes ließ der unermüdliche Verkäufer nicht ab von ihm. Endlich, als er nach und nach mit allen seinen Webereiwaaren fruchtlos gekommen war, zeigte er ihm plötzlich einen Ring vor

„Kein Geld, mein Herr, durchaus kein Geld, drei Thaler acht Groschen!“ Ein bloßes Kopfschütteln blieb die Antwort, so oft er auch diese Worte mit allerlei Variationen wiederholte.

„Nur ein Gebot!“ sprach der Jude endlich. „Ein Gebot wird der kostbare Ring ja werth sein?“ Wohl zehn Mal hatte er darauf bestanden, daß er doch wohl ein Gebot thun könne, als endlich der Käufer,

um ihn nur los zu werden, in einer Art von Wuth ausrief: „Acht Groschen!"

Und im Augenblicke antwortete der Jude so rasch wie möglich: „Da nehmen der Herr den Ring!"

Dem schlauen Israeliten lag die Genugthuung klar auf dem Gesichte darüber, daß er sonach doch noch seinen Zweck erreicht hatte, als der andere, eben das Mittel gefunden zu haben glaubte, sich mit Einem Male von seiner Zudringlichkeit zu befreien.

Um im Handel mit dieser Menschenklasse nicht zu kurz zu kommen, ist durchaus eine gründliche Waarenkenntniß nöthig. Mit ihr allein läßt sich ein angemessenes Gebot thun. Wie das Pferd gewöhnlich den guten Reiter, so erkennt auch solch ein Verkäufer gar bald seinen Mann. Auf Unkundige rechnend, die desto mehr zahlen müssen, läßt der hausirende Jude dem anerkannten Sachkenner die Waare um den möglichst wohlfeilen Preis, so daß auch dieser alle Ursache hat, mit dem Einkaufe zufrieden zu sein.

Im Allgemeinen scheint übrigens der Besuch der Italienerkeller neuerlich abgenommen zu haben. Besonders haben wohl die eleganten Conditoreien einen guten Theil ihrer vormaligen Kunden an sich gezogen.

Das erst im Jahre 1835 entstandene Café français von Felsche, ist ein vorzügliches Augenmerk für die

Theilnehmer und Theilnehmerinnen an solchen Instituten geworden. Wirklich vereinigt es auch den Genuß der Zuckerbäckereiwaaren und der gewöhnlichen warmen und kalten Getränke mit dem minder Materiellen der Zeitungsblätter, politischen und andern Inhalts, auf eine gewiß dem billigen Besucher erwünschte Weise. Nur für die Augen der Leser schien mir, ich weiß nicht, ob aus Mangel an zureichender Beleuchtung, oder auch nur an einer zweckmäßigern Einrichtung, derselbe für den Abend nicht zur Genüge gesorgt.

Die kleinen, dichten Buchstaben der riesenhaften Blätter Frankreichs und besonders Englands, nehmen ohnehin, auch bei der besten Beleuchtung, das schärfste Auge noch ungemein in Anspruch.

Die Gemächer sind im Ganzen mit Nettigkeit und Geschmack angelegt und arrangirt. Wenn auch manche an größere Dimensionen Gewöhnten, die eiserne Treppe, die aus der Mitte des untern Saales nach dem obern führt, etwas zu enge und der wohlriechende Wasserstrahl des Springbrunnens im kleinen mit scheinbar lebendigem Weinlaube umrankten Gemache zu miniaturartig erscheint, so werden dafür andere es dem Unternehmer gewiß Dank wissen, daß er ihre Lust an Neuem, durch diese Dinge befriedigte, wenn auch der fehlende Platz ihm nicht erlaubte, einen größern Maaßstab dazu anzunehmen.

Diese Conditoreien dienten seit einer Reihe von Jahren in den Messen auch einem Theile der Leipziger Schriftstellerelegan zur angenehmen Abendzuflucht, was denn auswärtige, zum Besuche nach Leipzig gekommene schöne Geister, zu denen auch der verstorbene Müllner gehörte, sich dort fleißig einzustellen bewog.

6.

Geistesdruck. — Das Seidelmannsche Haus. — Das Körnersche Haus. — Theodor und Emma Körner. — Glanzvoller Verein in Dresden. — Hochamt in der katholischen Kirche. — Napoleons Rückkehr aus Rußland. — Herannahen der russischen Kriegsvölker. — Des Königs Abreise. — Niedersetzung einer Regierungscommission. — Ankunft des General Reynier. — Schleunigste Wiederbefestigung von Dresden. — Insurrektionelle Bewegungen, wegen des Vorhabens die Elbbrücke zu sprengen. — Davoust — dessen Drohung, den Bürgermeister erschießen zu lassen. — Sprengung der Elbbrücke. — Dresden durch den Elbstrom getheilt zwischen Franzosen und Russen. — Waffenstillstand. — Verschwinden der Franzosen. — Russen und Preußen. — Interimistische Wiederverbindung der gesprengten Elbbrücke. — Einquartirung. — Aufrufe zum Kampfe gegen die Franzosen. — Die preußischen Freiwilligen. — Professor Steffens. — Einzug des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm. —

Es wird nöthig, den herabgefallenen, chronologischen Faden hier wieder aufzunehmen.

In **Dresden** wie in Leipzig und ganz Deutschland überhaupt, nahm seit dem letzten Kriege Oesterreichs mit Frankreich und während der von diesem nachher gegen Spanien ergriffenen Maaßregeln die Unzufriedenheit immer mehr überhand. Sogar die der Größe des Kaisers der Franzosen blindlings Ergebenen, konnten nicht weiter verkennen, daß der Geistesdruck, wie er ihn fortdauernd rücksichtloser und härter durch ganz Europa auszuüben beabsichtigte und größ-

tentheils schon ausübte, einem so weit vorgeschrittenen Zeitalter zur immer unerträglicheren Fessel werden und über lang oder kurz irgend eine schauerliche Explosion des allgemeinen Unmuths herbeiführen müsse. Und wessen Blick nicht scharf genug war, um bis zu dem düstern Ziele der Bestrebungen der französischen Gewaltherrschaft zu dringen, der fühlte wenigstens seine materiellen Interessen durch die Last, der Europa in Waffen durchströmenden Menschenmassen zu sehr verletzt, als daß er nicht hierdurch hätte auf das höchste empört, als daß er nicht hätte zu allen Versuchen, die Last, auch mit Gefahr des Lebens, abzuwerfen, mit jedem Tage fähiger werden sollen.

Derselbe Geist, der die untern Volksklassen krampfhaft durchzuckte, stieg durch den Mittelstand hinauf bis in die höchsten Zirkel. Einzig war die Verschiedenheit der Bildung und Verhältnisse, daß er sich nicht allenthalben auf dieselbe Weise aussprach. In den feineren Vereinen, that er sich am meisten unter der Form einer Ironie kund, in welcher der Stumpfsinn die reine Wahrheit zu finden glaubte. Sogar die scharfsichtigen Kundschafter, deren Zahl sich fortdauernd mehrte, schienen diese Ironie zuweilen als Wahrheit gelten zu lassen, weil sie besorgten, sie könnten wohl den Verdacht auf sich selbst ziehen, wenn sie die Ungläubigen spielen wollten.

Bei alledem gab es noch Häuser in Dresden, wo sogar in einer höchst unerfreulichen Zeit, wie diese war, die Geselligkeit an ihr gewidmeten Abenden ihr Prioritätsrecht zu behaupten und die Klippen der Politik durch Verweilen bei Kunstgegenständen oder weit von ihr abgelegenem, harmlosen Zeitvertreibe, geschickt zu umschiffen wußte.

Ein solches war z. B. das Haus des Professors bei der Kunstakademie, Seidelmann, eines Künstlers, dessen mit ungemeinem Geschmack und großer Sorgfalt ausgeführte Spezialzeichnungen ihm einen weitverbreiteten Ruf (namentlich auch am russischen Kaiserhofe, wo er eine sehr ehrenvolle Aufnahme gefunden,) erworben hatten, einen Ruf, den er durch seine, in den vornehmsten Kreisen der Gesellschaft gewonnene persönliche Haltung und Lebensgewandtheit zu unterstützen wußte.

Niemand könnte wohl auch besser geeignet gewesen sein, vermöge eines klaren, heitern Geistes und eines seltenen Takts, die Leitung der Geselligkeit zu übernehmen, als seine Gemahlin, die, aus Venedig stammend, während ihres langen Aufenthalts an seiner Seite in Dresden, durch einen seltenen Verein geistiger Annehmlichkeiten verbunden mit unverkennbarer Herzensgüte in die ausgesuchtesten Zirkel von Männern und Frauen ganz ungesucht gekommen war.

Bei der größten Einfachheit der gesellschaftlichen Formen herrschte in ihrem Hause gewöhnlich die reizendste Natur. Personen aus den höchsten Ständen wußte hier der freundliche Sinn der einnehmenden Frau hauptsächlich durch ihr Beobachten eines völlig gleichgefälligen Betragens gegen alle Anwesende, mit weit minder Hochgestellten auf eine höchst angenehme Weise zu vereinen. Nur weil zur Aufnahme in diesem gastfreundlichen Hause die strengste Beobachtung des Anstands ein unerläßliches Erforderniß war, brauchte von einem erhöhten Stande des Aufgenommenen, sogar zu einer Zeit, wo Dresden in seinen Zirkeln noch ganz gewaltig an einer der allgemeinen Ausbildung höchst nachtheiligen, strengen Klassification kränkelte, gar keine Rede zu sein.

Auf gleiche Weise wurde es im Seidelmannschen Hause mit den politischen Partheien gehalten. Kein Mensch fragte, welcher der Theilnehmer angehörte, nur mußte er nicht auf die seinige pochen, oder gar sie gelten machen wollen. Dies ging auch um so weniger an, da wirklich alle Partheien hier zusammentrafen.

Unter mehren Andern bemerkte ich oft den Dichter Heinrich von Kleist, sodann einen aus den sächsischen, später in preußische Dienste übergegangenen General von Bose, so wie die Obersten Rühle

von Lilienstern und Thielemann (welcher letztere lange Zeit seiner Stellung nach gehalten war, die französischen Farben nicht zu verläugnen) nebst ihren Gemahlinnen; auch war ich Zeuge, wie der, in der vollkommensten Opposition gegen diese Farben stehende General von Pful den dortigen Abendzirkel durch seine ungemeinen, geselligen Talente zu unterhalten suchte, und bald allerlei Künste der sogenannten natürlichen Magie anmuthig darlegte, bald eine ausgezeichnete, gymnastische Virtuosität in einem, durch zahlreiche Gesellschaft sehr beschränkten Raume, zu allgemeiner Bewunderung bewies. Auch die Tonkunst wurde zuweilen zur Belebung dieser Soiréen herbeigerufen.

So entsinne ich mich mit Vergnügen einer solchen, wo die berühmte Sängerin Coravoglia-Sandrini und die, damals noch sehr jugendliche Tochter der Wirthin, die jetzige Gemahlin des Obersten v. Zedlitz, den für Kunst und geselliges Leben empfänglichen Kreis durch anmuthigen Gesang ergötzten.

Noch immer bestehen ähnliche Gesellschaftsabende in der Wohnung der, inzwischen längst zur Wittwe gewordenen, Frau vom Hause, die in der Kunst erst zu Rom und dann unter Leitung ihres Gemahls ausgebildet, durch denen des letztern ähnliche, äußerst zart behandelte, Sepiazeichnungen auch als Künstlerin und Mitglied der Dresdener Kunstakademie, einen ehren-

vollen Ruf behauptet. Welch ein hoher Rang ihr als Künstlerin gebührt, beweist wohl am besten der Umstand, daß dem köstlichen Müllerschen Kupferstiche der Sixtinischen Madonna eine, durch sie von diesem Gemälde gefertigte, Zeichnung zum Grunde liegt.

Im früher erwähnten Körnerschen Hause trafen ebenfalls Politiker von jeder Farbennüance zusammen, ohne sich darüber laut und unpassend gegen einander auszusprechen.

Durch des Sohnes, Theodor Körner, Beziehen, erst der Bergakademie zu Freiberg und dann der Universität Leipzig, und dessen nachheriges Engagement als Theaterdichter in Wien, war eine Lücke im häuslichen Kreise entstanden, die bei der Innigkeit der Familienglieder gegen einander allen recht schmerzlich zu fallen schien.

Elterliche Besorgnisse, wegen der Zukunft des hoffnungsvollen Jünglings mochten den Schmerz erhöhen. Mehr in den üppigen trügerischen Gebilden jugendlicher Phantasie, als in der abschreckenden Armuth der wirklichen Welt zu Hause, hatte Theodor Körner sein Universitätsleben lange vor der gehörigen Zeit abgekürzt und sich selbst um die Hoffnung gebracht, die gewöhnliche Laufbahn mit Glück zu verfolgen.

Das Amt beim Theater in Wien verbürgte so wenig, als das unter dem Namen Knospen erschie-

neue Bändchen angenehmer Gedichte und mehre von ihm verfaßte, mit Beifall aufgenommene kleine Theaterstücke, ihm eine künftige, sichere Stellung in den bürgerlichen Verhältnissen. Größere Hoffnungen auf eine entschiedene Entwickelung seiner erfreulichen Talente führte das Schaffen eines bedeutenden Stückes, des Trauerspiels Zriny, herbei.

Der Wunsch, den aufrichtigen Freunden, welche sich fortdauernd angelegentlich nach Theodor im Hause seiner Eltern erkundigten, um sich selbst eine Art von Genugthung zu verschaffen, bewog jetzt den Appellationsrath Doktor Körner einen kleinen Kreis Theilnehmender, zu denen, wie ich mich erinnere, unter andern auch der Oberst Thielemann gehörte, zum Abende in sein Haus zu laden, und ihm die eingelangte Handschrift dieses Trauerspiels vorzulesen.

Die darin vorkommenden sehr vorzüglichen Stellen wurden von dem väterlichen Enthusiasmus für die Leistung des geliebten Sohnes bei dieser Vorlesung so glücklich herausgehoben, daß das Ganze einen sehr günstigen Eindruck auf die Zuhörenden hervorbrachte und die höchst achtungswerthe Familie dadurch in einen wahrhaften Freudenrausch zu gerathen schien.

Ganz Deutschland hat den Namen des Jünglings mit Liebe und Wehmuth ausgesprochen, der seitdem einen zwiefachen Lorbeer, als Sänger und Held errun-

gen hat. Am 26. August 1813 früh um 8 Uhr setzte eine französische Flintenkugel dem kühnen Streben des, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alten Lützow'schen Adjutanten, ohnweit der Straße von Schwerin nach Gadebusch, ein blutiges Ziel. Sein Tod war glücklicher als sein Leben, er starb in dem schönen Glauben, zum Zertrümmern der ausländischen Gewaltherrschaft, zur Eroberung deutscher Freiheit mitgewirkt zu haben, die ihm als ein, den Kraftanstrengungen Deutschlands nicht zu verweigernder Lohn bereits in voller Herrlichkeit vor der entzückten Seele stand.

Mächtiger, als aus allen seinen früheren poetischen Erzeugnissen, spricht die Flamme der Begeisterung aus den Liedern, die er in diesem Kriege dichtete. Das von Theodors Vater herausgegebene Werk: Leier und Schwert, welches sie in sich faßt, wird Alles, was der Sohn außerdem geschrieben, gewiß überdauern.

Die Eiche, bei dem Dorfe Wöbbelin, wo er begraben wurde, hat in ihrem hohen Alter noch einen besondern Schmuck durch das Einschneiden seines Namens in ihre Rinde erhalten.

Leider war dieses theure Opfer nicht das einzige, welches den würdigen Eltern mit dem so frühen Verluste des Sohnes auferlegt wurde. Emma, Theodor's Schwester, die sich mit ihm in die elterliche Liebe getheilt, hatte von jeher gleichsam nur Eine Seele mit

diesem Bruder gehabt. Sie konnte seinen Tod unmöglich lange überleben. Zusehends welkte die freundliche Knospe dahin.

Die durch ihr Verscheiden ganz kinderlos gewordenen Eltern, glaubten der ohngefähr anderthalb Jahr nachher von der Seuchsucht nach dem ihr entrissenen Theodor Aufgezehrten, auch das letzte Opfer bringen zu müssen, indem sie den erblaßten Leichnam mit den, bei Wöbbelin ruhenden Resten des geliebten Sohnes vereinigten, und so, um dem schwesterlichen Herzen Emma's volle Genüge zu leisten, sich sogar der tröstlichen Nähe des Staubes der von ihnen schmerzlich beweinten Tochter beraubten.

Das betrübte Ereigniß hat Veranlassung gegeben zu einer, unter dem Titel: das Geschwistergrab zu Wöbbelin, gedruckten Sammlung von Gedichten, die, so gering ihr Umfang auch ist, doch ausgezeichnete poetische Leistungen enthält, was bei solchen Gelegenheiten gar selten eintritt. Die Sammlung scheint nicht in den Buchhandel gekommen zu sein.

Es heißt in dem Vorworte über Emma Körner: „Unbedeutend schien der Anfang ihrer Krankheit, schnell wurde sie tödtlich. Sehnsucht nach dem einzig geliebten Bruder, den sie für mehr als Eine Bestimmung mit Griffel und Farben immer auf's neue erweckte, und der stille Kummer, den sie, die theuern Eltern

schonend, unter einer heitern Außenseite verbarg, hatten schon längst ihre frischesten Lebensblüthen angehaucht.

„Zarte Weiblichkeit mit häuslich schaffender Thätigkeit im harmonischen Vereine vollendete die Hochachtung, die ihren ungemeinen Talenten jeder zollte, der sie im engern häuslichen Kreise genauer zu kennen Gelegenheit fand. Denn sie war als Künstlerin bei Saitenspiel und Gesang, am Stickrahmen und an der Staffelei, was der geliebte Bruder als Heersänger, Lieder- und Schauspieldichter auch war, Schöpferin lieblicher Töne und belebter Gestalten.

„Ihr ganzes Leben war eine liebliche Erscheinung: ein Wohllaut, der durch keinen Mißton gestört wurde.“

Es existirt auch ein Kupferstich von Darnstädt, den von der alten Eiche umschatteten Hügel zu Wöbbelin darstellend, nach einer Zeichnung, welche Emma selbst an Ort und Stelle entworfen hatte.

Die, in der erwähnten Sammlung enthaltenen Gedichte von Friedrich Kuhn, Theodor Hell, Böttiger, Hasse und andern geschätzten Sängern, haben fast insgesammt diesen oder jenen eigenthümlichen Vorzug. So würde ich mich nicht enthalten können, die unter den Ueberschriften: Emma und der Traum von Arthur vom Nordstern und Streckfuß beigetragenen mitzutheilen. Aus Mangel an Raum be-

schränkt sich jedoch meine Mittheilung auf das folgende, so schöne als gefühlvolle, Sonett von Friedrich Kind:

Todtenkranz.

Zypressen laßt mit Myrthen uns vermählen,
Zum Kronenschmuck blaßrother Hyacinthen
Des dunkeln Veilchens Thränenkelche binden,
Und von den Rosen weiße nur erwählen;
Auch darf dem Kranz des Lorbeers Zweig nicht fehlen,
Den wir am brüderlichen Stamme finden;
Der Eiche Laub soll treulich es verkünden:
Sie war zu Deutschlands Mädchenzier zu zählen!
Dann füget noch des Leidens heil'ge Blume
Zu keuscher Lilien silberreinem Licht,
Zu Maienglocken fromme Immortellen;
Das Zartste weiht dem Grab zum Eigenthume
O wenn im Tod der Jungfrau Auge bricht,
Was sollen Blüthen noch den Lenz erhellen?

Der in der schönsten Zeit des Jahres 1812 erscheinende Glanz durch den Einzug des Kaisers Napoleon mit seiner zweiten Gemahlin, unter dem feindlichen Schalle der Donnerschlünde und den versöhnenden Klängen der Kirchenglocken, verblendete und betäubte die Stadt Dresden allerdings für den ersten Augenblick.

Welch eine bunte Pracht überschwemmte nicht mit einem Male in dem Gold und Silber der französischen Großwürdenträger, Minister, Marschälle, Generäle, Dienerschaften und Equipagen alle Plätze und Straßen der staunenden Residenz!

Das strahlenreiche Gewühl war fortdauernd im Zunehmen. Der Großherzog von Würzburg, die Königin von Westphalen und dann noch der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich nebst dem Könige und dem Kronprinzen von Preußen, ein Schmuck, wie Dresden ihn vielleicht seit den prunkvollen Zeiten der Könige von Polen aus sächsischem Stamme nicht gesehen hatte.

Strahlende Feste folgten auf strahlende Feste bei Tag und bei Nacht. Merkwürdig war unter anderm das Hochamt am 24. Mai in der katholischen Kirche. Der Erzbischof von Mecheln hielt dasselbe. Jedermann wollte den berühmten de Pradt das: Domine salvum fac Napoleonem imperatorem, aussprechen hören, was auch von ihm mit recht deutlicher Stimme geschah.

Noch weit begieriger aber war das mit Männern, Weibern und Kindern überfüllte Gotteshaus auf Napoleon selbst gewesen, für welchen die königliche Betloge lange leer geblieben. Der ganze sächsische Hof harrte nebst den zahlreichen, vornehmen Gästen auf seine Ankunft wohl eine Stunde umsonst. Endlich trat er in das Betgemach, eilte schnell an die offenen Fenster desselben, öffnete ein vorgefundenes Buch und schlug es sogleich wieder zu. Mit seinem Erscheinen begann auf der Stelle das Hochamt.

Die öffentlichen militärischen und andern Ereignisse seitdem sind bekannt. Das salvum fac des vor Kurzem verstorbenen, damaligen Erzbischofs hatte zwar in so fern Erhörung gefunden, als Napoleon aus dem furchtbaren, russischen Feldzuge körperlich gesund zurückkehrte. Aber die Art, wie er ganz incognito in der Nacht des 14. Decembers zu Schlitten in Dresden eintraf, war schwerlich geeignet, ein geistiges Wohlsein bei ihm voraussetzen zu können.

Zwar verlautete durch ihn selbst noch nichts von den ungeheuern Ereignissen in den Eisregionen Rußlands, aber Jedermann schloß bereits auf das dortige Mißgeschick der Franzosen und ihrer Verbündeten, dessen Gränzenlosigkeit bald nachher durch unglückliche Augenzeugen und Theilnehmer, die in dem elendesten Zustande heimkehrten, mit allen Umständen berichtet wurde.

Welche Veränderungen waren vorgegangen in dem kurzen Zeitraume von acht Monaten! Welch ein Kontrast zwischen dem bunten, üppigen, geräuschvollen Festtagsprunke des Mai's 1812 und der bangen, düstern, melancholischen Todtenstille, welche schon im Januar des folgenden Jahres die Kunde vom Herannahen der russischen Kriegsvölker allenthalben verbreitete!

Die traurige Perspektive, daß Sachsen der Schauplatz der blutigen Entscheidung werden würde, stellte

sich immer in festeren beängstigernderen Umrissen heraus. Als am 25. Februar der König die Residenz verließ, nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit eine Regierungscommission niedergesetzt hatte, da schien von Zeit zu Zeit unter der allgemeinen Masse der Einwohner eine Stockung aller Lebenspulse einzutreten.

Zu Anfange des März langte der französische General Reynier mit einem Theile seines Corps an. Aber weder der ehrenvolle Ruf, der ihm vorausgegangen war, noch das so verständige, als humane Betragen, wodurch er ihn bewährte, vermochte die Abneigung zu mindern, die ein großer Theil der Einwohner gegen ihn gefaßt hatte.

Wesentlich trug hierzu folgender Umstand bei. Es hatte zeither der Stadt zu einer besondern Beruhigung gereicht, daß mit Abtragung der Festungswerke rüstig fortgefahren worden. Schon war in dieser Hinsicht so viel geschehen, daß die Besorgniß, Dresden könnte jemals wieder der Angst einer Beschießung Preis gegeben werden, sich völlig verloren hatte. Und nun mit einem Male traf man Anstalt zur schleunigsten Wiederbefestigung der Stadt. Dies verbitterte die Stimmung der untern Klassen gegen die französische Besatzung immer sichtbarer.

Die Arbeiten, welche an der Elbbrücke vorgenommen wurden, schienen auf die Sprengung einiger Pfei-

ler derselben hinzudeuten. Große Haufen sammelten sich in ihrer Nähe. „Fort mit den Franzosen!" erscholl es zu wiederholten Malen auf dem Platze zwischen Schloß und Brücke. Es kam zu Thätlichkeiten mit einzelnen französischen Soldaten. Dazu klirrten von Steinwürfen viele Fensterscheiben im vormals Brühlschen Palais, der Wohnung des Generals Reynier, herab, dessen bei diesen Auftritten so gemäßigtes, als würdevolles Benehmen in den Augen aller Urtheilsfähigen laute Anerkennung fand.

Der Sturm beruhigte sich auch wieder, nachdem einige der Hauptheilnehmer auf die Festung Königstein in Verwahrung gebracht und theils drohende, theils beruhigende Maaßregeln genommen worden waren.

Bald darauf erschien der Marschall Davoust, dessen Namen der Ruf des Schreckens voraus gegangen war. Wenn das in den Straßen sich herumtreibende Volk schon wußte, was dieser Marschall auf dem Wege nach Dresden, beim Souper in Wurzen vor sämmtlichen Tischgästen, unter denen sich auch der seit der Schlacht von Jena zum General aufgerückte damalige Major von Funk befunden, mit großem Nachdruck erklärt hatte, so erschien jener Ruf allerdings nicht ungegründet.

Davoust war nämlich von den aufrührerischen Bewegungen in Dresden unterrichtet und darüber so erbittert, daß sein Zorn von einer strenge zu übenden Rache im Allgemeinen nicht nur, sondern auch davon sprach, sein Erstes werde dort die Sprengung der Brücke und das Erschießenlassen des Bürgermeisters sein. Uebrigens darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß, als General von Funk nach aufgehobener Tafel, mit dem Marschall allein, den Bürgermeister, über den er sich so aufgebracht gezeigt, in ein sehr günstiges Licht zu stellen gesucht hatte, von Davoust die Aeußerung geschehen war: Es sei so böse nicht gemeint. Er hatte sogar erläuternd hinzugefügt: „Vous savez de Varsovie, que je fais le méchant, pour n'avoir pas besoin de l'être."

Da die Russen bereits ganz in der Nähe herumschwärmten, so ward indeß auf seinen Befehl wirklich die Elbbrücke gesprengt. In Kurzem gab es eine gänzliche Trennung der Stadt und Gegend durch den Elbstrom, dessen eines Ufer im Besitz der Russen, das andere im Besitz der Franzosen sich befand.

Der bald darauf verkündigte Waffenstillstand beruhigte wenigstens für den Augenblick in der Hauptsache. Nach dem Verschwinden der Franzosen und alles mit ihnen verbundenen Militärs, erschienen Rus-

sen und Preußen und die Verbindung der getrennten Stadttheile stellte sich wieder her.

Bei den nun eintretenden außerordentlich starken Durchmärschen erforderte es mehr als jemals die Billigkeit, daß den Miethbewohnern, die bis dahin von den Hausbesitzern allein getragene Last der Einquartirung zum Theil mit aufgeladen wurde; ein Umstand, welcher allerdings die Aermsten am empfindlichsten traf. Proklamationen nun über Proklamationen von Seiten der Heerführer der einrückenden Truppen, „zu Erhebung der Fahne des Aufstandes gegen die französische Gewaltherrschaft und zu Befreiung des Königs von Sachsen aus derselben.“

Allein zu einer Partheinahme, wie es schien, wider den Willen des letztern, zeigte sich keine Neigung und die unwürdigen Schmähungen in Kotzebue's Blättern gegen den so weisen, als von seiner Pflicht immer erfüllten Monarchen dienten nur dazu, Jedermann zum höchsten Unwillen gegen ihren Urheber aufzureizen. Die Schaar der preußischen Freiwilligen trug einen eigenen, imponirenden Charakter.

Fast jedes der jugendlichen Gesichter leuchtete wie verklärt von Kampfbegier und Heldensinn. Großentheils von akademischer Bildung und nur für den Zweck, Deutschland vom ausländischen Joche zu befreien,

in die Reihen der Krieger getreten, wiesen sie zum Theil sogar die Titel der mit ihrer militärischen Funktion verbundenen Aemter zurück. So weiß ich selbst, daß ein Einquartierter dieser Art ungeduldig werdend über die von seinem Wirthe oft wiederholte Anrede: „Herr Lieutenant" endlich zu ihm sagte: „Erlassen Sie mir diese Benennung, lieber Herr. Den Soldatenrock werfe ich wieder ab, sobald die große Sache, die wir verfechten, gewonnen sein wird. Ich bin der Professor . . . ."

Bei Gelegenheit der Anwesenheit dieser Freiwilligen hatte ich auch die große Freude, mit meinem früher erwähnten Reisegefährten nach Leipzig, dem geistvollen Steffens, mehre Abende in Gesellschaft zuzubringen. Sein Enthusiasmus für die Sache Deutschlands war hinreißend. Erst Professor in Halle und nachher in Breslau, hatte er schon längst mit Sehnsucht der Stunde der Befreiung von dem französischen Joche nicht nur entgegengesehen, sondern auch bereits manche geheime, mitunter äußerst gefahrvolle, Schritte gethan. Er war es auch, der die ihm eifrigst ergebenen Studenten der Universität Breslau zur Theilnahme an dem gewaltigen Kampfe, zu einer Zeit anregte, wo die dortige Regierung noch nicht ihre gleiche Gesinnung öffentlich ausgesprochen hatte. Nach der Einnahme von Paris kehrte er, geschmückt mit dem

eisernen Kreuz, in die verlassene akademische Stellung zurück.

Die ganze Physiognomie von Dresden veränderte sich zusehends. Der Ueberfüllung, hauptsächlich mit Reiterei, konnte das reinliche Aeußere der Stadt nicht lange widerstehen. Kosaken, Kalmücken und Baschkiren gewährten allerdings eine romantischere Staffage für die Landschaft, als die zeitherige gewesen, aber den mit dergleichen Reizen nothwendig verbundenen großen Ungemächlichkeiten war das daraus, für das Auge entstandene Vergnügen doch nicht gewachsen.

Auch die Menge herzengewinnender Züge von der wahrhaften Gutmüthigkeit der auf ihren unbeschlagenen Rossen leicht wie die Vögel hin- und herfliegenden, muntern Asiaten reichte nicht aus zu einer ernstlichen Entschädigung für die Kosten der mancherlei Bedürfnisse, welche ihre Existenz natürlich erheischte. Sogar prachtvolle Schauspiele, wie der Einzug des Kaisers Alexander, des Königs Friedrich Wilhelm und die darauf folgende Feier des russischen Osterfestes konnten die Trostlosigkeit der übrigen Umstände nur auf Augenblicke in Vergessenheit bringen Und mitten unter den russischen Staabsoffizieren erblickte das allgemeine Erstaunen den sächsischen General Thielemann, Commandanten der Festung Torgau.

7.

Humanität der beiden Monarchen. — Wiedervordringen der Franzosen. — Rückzug. — Wiedererscheinen Napoleons. — Die Kugeln kreuzen sich über dem Elbstrome. — Napoleon und der Oberlandbaumeister. — Wiederverbindung der getrennten Stadttheile. — Uebergang der Franzosen über den Elbstrom. — Rückkehr des Königs von Sachsen in Begleitung von Napoleon. — Des Kaisers Aeußerung gegen den zum Empfange bereitstehenden Stadtrath. — Das Eherne seiner Gesichtszüge bei ewigem Wechsel des Blickes. — Verschlimmerung der Lage Dresdens. — Französisches Theater. — Vom Kaiser wiedereingeführte steife Hofformen. — Friedenshoffnungen. — Sie welken auf Einmal. — Napoleonsfest; viel Lärm und wenig freudige Theilnahme. — Beschleunigung der Stadtbefestigung. — Zunahme des Elends der Stadt und Besatzung. — Typhus. — Gefechte nahe bei Dresden. — Einwirkung der Umstände auf meine Amtsgeschäfte. — Mein gelungener Versuch der Flucht in das Mährchenreich, während die Stadt beschossen wurde. — Zustand Dresdens. — Hauptmann Rastrau; Anekdote von Napoleon. — Schilderung der fortdauernd verschlimmerten Lage der Stadt. — Nachsicht der französischen Behörden. — Wiederbesetzung der Anhöhen vor Dresden von den Heeren der Verbündeten. — E. T. W. Hoffmann, der Humorist. — Ich werde von dem herrschenden Nervenfieber ergriffen. —

Durch nichts werden die Herzen der untern Volksklassen den Göttern der Erde so zugeneigt, als durch die freundliche Annäherung der letztern an diese. Die große Humanität, Zugänglichkeit und von allem Prunk und Stolz weit entfernte Weise des russischen Kaisers und des Königs von Preußen blieb, nachdem sie schon

längst Dresden wieder verlassen hatten, noch ein ziemlich allgemeiner Gegenstand des Gesprächs. Um so aufrichtiger war das Vivat, welches man diesen Monarchen, nach ihrer, in Folge der Anfangs als ein vollständiger Sieg über die Franzosen dargestellten Schlacht bei Lützen eingetretenen Rückkehr, unter Musikbegleitung in der Nacht bei Fackelschein brachte. Aber die gewissen Nachrichten von dem mächtigen Vordringen der Franzosen benahmen der schon zuvor durch die große Zahl späterhin angekommener Verwundeter und deren Aussagen sehr zweifelhaft gewordenen Siegeskunde vollends ihren Glanz.

Zum Glück hatten die Besorgnisse vor den mit dem zu vermuthenden Rückzuge vielleicht verbundenen Unordnungen keinen Grund. Er ging vielmehr, nach erfolgter Zerstörung des einstweiligen Wiederverbandes der Elbbrücke, in großer Ordnung vor sich.

Die Trostlosigkeit schien zwar für die nächste Zeit vorübergegangen, aber der Trost, der dafür herbeikam, erhielt auch wenig Anerkennung. Er bestand in dem Wiedererscheinen des Kaisers Napoleon. Als ein neues Bild in der großen Zauberlaterne, gewährte es zwar einen höchstinteressanten Kontrast, aber es waren mit allen diesen Bildern zu viel wesentliche Unbequemlichkeiten vergesellschaftet, sie schnitten zu unbarmherzig in das frische Fleisch ein, und hatten überdies immer

noch so viel drohende, größere Nachtheile im Hinter=grunde, daß man dieser ferneren sehr kostspieligen Bilderschau herzlich gern überhoben gewesen wäre.

Die Sache wurde auch bedenklicher als zuvor. Kanonen= und Flintenkugeln kreuzten sich über dem Elbstrome. Auf dem Platze vor dem Schlosse, hörte der von Russen und Preußen aus Neustadt kommende Kugelregen wenig auf, der übrigens der zusammenge=tretenen Volksneugierde, selbst, wenn dann und wann Jemand verwundet hinweggetragen wurde, wenig Ein=trag that.

Offenbar hatte die Sprengung der Elbbrücke den Kaiser Napoleon in Dresden, um eine sehr große Zahl unbedingter Anbeter, ärmer gemacht. Die gegen ihn erbitterte Stimmung gab denn auch Veranlassung zu manchem nachtheiligen Gerüchte über ihn. Weil der natürlich mit Geschäften Halberdrückte, weniger als sonst zum Vorscheine kam, so behauptete man unter anderm, er sei furchtsam und besorge vorzüglich einen Angriff auf seine Person. Wie sehr ihm hiermit Un=recht geschah, das bewies erstens sein sehr langer Auf=enthalt in dem offenen Dachfenstern eines, dicht am Elbufer gelegenen Hauses, welches fortdauernd Kugeln von Neustadt herüber trafen, und sodann besonders auch, wie er bereits in der Abenddämmerung von einem einzigen Offizier begleitet, aus dem königlichen Schlosse,

seiner Wohnung, trat und ohne dem ihn umgebenden Volkshaufen auch nur ein Augenmerk zu schenken, sich nach der Brücke begab und auf einer Leiter an einen der gesprengten Pfeiler hinunterstieg, um alles zu besichtigen.

Den sächsischen Oberlandbaumeister hatte er auch dahin kommen lassen. „Die Communication will schleunigst hergestellt sein" — sagte er zu ihm. „In wie langer Zeit glauben Sie solche bewirken zu können?" Dazu faßte er den Architekten beim Ohrläppchen und sah ihm tief in die, viel Verstand darthuenden, Augen.

„Sechs Tage, Ew. Majestät, werden dazu wenigstens erforderlich sein!" war die Antwort. „Sechs Tage? Wie viel Zeit bedurfte die Herstellung unter den Russen?" „Noch einmal so viel!" antwortete der Bauverständige. „Und warum gar noch mehr Zeit, als jetzt?" fragte der Kaiser weiter, das Ohrläppchen des Examinanden immer noch festhaltend und ihm, wo möglich noch schärfer, in's Gesicht schauend.

„Weil damals in Dresden das zu dem Baue benöthigte Holz nicht sogleich bei der Hand war." „Sechs Tage! das wäre ja eine ganze Ewigkeit!" murrte Napoleon, dem fremden Ohrläppchen ärger vielleicht als zuvor zusetzend. Darauf stellte der Kaiser dem Manne dar, auf welche Weise die interimistische

Reparatur viel einfacher, schneller und eben so zweckmäßig vorzunehmen sein werde.

Er bezwecke ja nur — sagte er — eine vorläufige Verbindung der Brücke, um die Mannschaft nebst allen dazu gehörigen Lasten ohne Gefahr darüber zu transportiren. Aber auch die zwei Tage, in welchen der Oberlandbaumeister das Werk unter solchen Umständen nunmehr zu vollenden versprach, waren dem Kaiser zu viel.

„Ich sehe wohl,“ antwortete er, indem er das lange gepeinigte Ohrläppchen wieder in Freiheit setzte, „daß ich mich selbst der Sache werde unterziehen müssen.“ Seine genaue Untersuchung an Ort und Stelle verursachte solchen Aufenthalt, daß darüber die Nacht hereinbrach und nach Lichtern in das Schloß gesendet werden mußte.

Nach ihrer Ankunft vollendete er sogleich, die zu einstweiliger Wiederverbindung der Elbbrücke von ihm entworfene Zeichnung. Und wirklich war die nach seiner Angabe eingerichtete Ergänzung schon in anderthalb Tagen fertig. Eine ungeheuere Menge Reiterei und Fußvolk, sechzig bis siebzigtausend Mann stark, rasselte sofort ununterbrochen mit dem schwersten Geschütz und aller Bagage über die hölzerne Verbindung der von einander gesprengten Brückenpfeiler.

Vier Tage nach dem Einrücken der Franzosen kehrte der König von Sachsen aus Böhmen zurück. Vom nahgelegenen Dorfe Gruna kam er zu Pferde mit dem französischen Kaiser, der ihm eine Abtheilung seiner Reitergarde bis an die Gränze entgegengesendet gehabt. Auf den Straßen, durch welche der Zug nach dem Schlosse gehen sollte, waren Reihen von französischen Grenadieren aufgestellt.

Ein Dresdener Senator, welcher mir begegnete, überredete mich, ihn nach dem äußern Thore der Pirna'schen Vorstadt zu begleiten, wo die Abgeordneten des Raths stehen würden, um eine Anrede an den König zu halten.

Beide Bürgermeister und zwei andere Rathsmitglieder befanden sich dort und wir nahmen unmittelbar hinter ihnen Platz. Die Landstraße wimmelte von Männern, Frauen und Kindern aller Stände. Als endlich die beiden Monarchen im Geleite französischer Truppen erschienen, und die Rathsdeputation dem Könige vorgestellt war, hielt der König sein Pferd zurück, sie an den Kaiser weisend. Aber Napoleon sprach zu den Abgeordneten: „A Votre Roi! Dites lui, que c'est lui, qui a sauve la Saxe!“ Darauf sagte er unter anderm: „Er wisse recht gut, daß es einen mauvais esprit in der Stadt gebe, daß aber um der Treue des Königs willen, Alles verziehen sein solle.“

„Die Durchzüge seiner Truppen würden bald aufhören und das unter seinem Schutze stehende Land aller Kriegsbeschwerden enthoben werden.

Unbeweglich erschien während dieser Rede, das wie einem schönen, antiken Marmorhaupte nachgeformte, Heldenantlitz, nur das mächtige Auge funkelte herrisch bald nach den Abgeordneten, bald über die versammelte Volksmasse hin. Als er fertig war, fügte er hinzu: „Faites l'imprimer! —“

„Kaum aber hatte der eine der beiden Bürgermeister seine Rede an den König begonnen, so fragte der Kaiser ihn hastig: „M'avez Vous compris, Monsieur le maire?“ Man kann denken, daß die große Menschenversammlung ringsumher keine ruhige Stellung behauptete, daß vielmehr eine ewige Fluctuation eintrat, durch gewaltsames Näherstreben und den nachdrücklichen Widerstand derjenigen, die von ihrem, der Mitte nähern Punkte verdrängt werden sollten.

Hierdurch war denn auch zwischen mich und die Rathsabgeordneten ein solcher Volksstrom gerathen, daß meinem Ohre die Antwort des Redners und Alles entging, was noch gesagt wurde.

Nach der 1816 in Druck erschienenen „Darstellung der Ereignisse in Dresden im Jahre 1813 von einem Augenzeugen,“ ist vom Kaiser die Frage geschehen:

„Was haben sie gesagt?“ worauf die Antwort erfolgt sein soll: „Was Ew. Majestät befohlen hat.“

Ohne Zweifel sind die Abgeordneten, erschüttert von dem Wetterleuchten im Auge des Kaisers und dem Donner, der ihm über die Lippen rollte, nicht eben in der Verfassung gewesen, sich seine Anrede Wort für Wort zu merken. Daher mag wohl der ausdrückliche Befehl, sie drucken zu lassen, ihnen ziemliche Unruhe gemacht haben.

Allein wie mir damals versichert wurde, war der Inhalt von Napoleon's Rede als die Deputation zurück auf das Rathhaus kam, von Seiten der französischen Behörden, in der Art, wie es gedruckt werden sollte, schon schriftlich abgegeben worden. Die Stelle von dem in Dresden herrschenden mauvais esprit war, wie der Anschlag bewies, darin nicht mit aufgenommen.

Obschon ich gewiß nie zu denjenigen gehört habe, welche die Neugier anspornt, das mögliche Anschauen Ankommender, vornehmer, gelehrter, oder berühmter Gesichter und Personen ja nicht zu versäumen, so machte ich doch, während der Anwesenheit Napoleon's in Dresden, eine Ausnahme von meiner Regel.

Neunmal sah ich ihn daher kurz nach einander. Aber so oft es geschah, so schien doch, während das unbewegliche Erz seines Antlitzes immer denselben eher-

nen Weltherrschersinn aussprach, den wundervollen Augen stets ein anderes Leuchten zu entströmen.

Die Geschichte hat die, nun folgenden öffentlichen Ereignisse umständlich aufgezeichnet. Nur im Allgemeinen so viel, daß die Lage der Stadt Dresden immer drückender wurde, durch die fortdauernde starke Einquartierung und die Ueberfüllung mit Verwundeten und Kranken.

Der im Juni erfolgte Abschluß eines Waffenstillstandes verlieh wieder die Aussicht auf eine günstige Aenderung der Dinge. Napoleons Rückkehr nach kurzer Abwesenheit deutete schon darum einen längern Aufenthalt an, weil er sich das sehr geräumige Gartenhaus des Grafen Marcolini in der Friedrichsstadt zur Wohnung hatte einrichten, auch späterhin die vorzüglichsten Mitglieder des französischen Theaters zu Paris hatte kommen lassen.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß, obschon ich mehrmals Gelegenheit zu Erhaltung von Einlaßkarten für ihre Vorstellungen hatte, ich doch diesen Genuß von Zeit zu Zeit, und zwar so lange aufschob, bis — keine Möglichkeit aufgehört hatte. Dieser Vernachläßigung lag folgender Umstand zum Grunde: Zutrittfähig war nur der, welcher in Hofkleidung erschien, eine durchaus nicht gewohnte, mich abschreckende Unbequemlichkeit. Unbegreiflich, wie ein Herr-

scher von Napoleons Geiste, nach den Schritten, welche hauptsächlich in Frankreich gegen dergleichen, in früherer Zeit schon nichtssagende und daher gleichgiltige, Formen, nun sie bis zu Haß und Verachtung hinabgesunken waren, auf solche, in dieser Weise zurückkommen konnte! —

Immer mehr war bereits wieder aller Anschein verschwunden, daß der fortdauernde Waffenstillstand die Bahn zum Frieden werden könne, als endlich doch mit dem Eintreffen des aus dem russischen Lager kommenden Grafen von Metternich in Dresden, die Friedenshoffnung neue Keime trieb. Sie welkten aber mit Einem Male ganz, als die Kunde erscholl, Napoleons Namensfest solle schon den 10. August gefeiert werden, weil sein eigentlicher Tag, der 15., der letzte des Waffenstillstandes sei und sodenn wieder sämmtliche Kriegs- und Kriegermassen in Bewegung gesetzt werden würden.

So groß auch die Pracht seines Namensfestes und der damit verbundenen Tafelfreuden, wie der Erleuchtung und des durch fortdauernde Begleitung mit Kanonenschüssen, auf schwache Nerven sehr angreifend einwirkenden, Kunstfeuers am Abende waren, so gering bewies sich der Antheil der Menschen daran. Zwar wogten gewaltige Haufen davon bis weit in die Nacht über Straßen und Plätze, aber die Gewohnheit allein

trieb sie so durcheinander. Eigentliche Freude hatte keinen Theil, wenn schon natürlich die, häufig durch hitzige Getränke erzeugte Ausgelassenheit nicht selten, in wilden Tönen sich hören ließ.

Mit und nach Napoleons Weggehen aus Dresden verlor die Stadt auch eine bedeutende Anzahl Gewaffneter. Und gleichwohl ward ihr Zustand immer betrübter und rathloser.

Die Befestigung derselben wurde auf eine Weise betrieben, als ob in ihr dem Tode und der Zerstörung durch äußeres Geschütz, die reichste Ernte vorbehalten sei. Dazu nahmen Hunger und Krankheiten schon jetzt immer mehr in ihren Mauern überhand.

Aus Mangel an gehöriger oder hinreichender Nahrung wankte mancher Mann, von der französischen Besatzung den Spitälern zu, in denen das Nervenfieber seinen verheerenden Sitz aufgeschlagen hätte. Die um deswillen, diesen unglücklichen Heilanstalten so bald als möglich entfliehenden Reconvalescenten, verpflanzten oft durch ihr zu frühes Verlassen derselben die Keime der ansteckenden Krankheit in die Häuser, wohin sie einquartirt wurden, oder erlagen wohl gar, der Krankheit kaum entronnen, nunmehr dem Mangel. Schatten gleich taumelten sie über die Straßen, in unreinem Kehricht nach ekelhaften Resten von Nahrungsmitteln suchend, die sie mit Begierde zum Munde führten.

Immer näher wälzte sich der Krieg von allen Seiten, den Mauern Dresdens zu. Es wimmelte wieder von französischen Bewaffneten. Alle Tage zog man zum Kampfe aus der Stadt. In die öffentlichen, wie in die Privat-Geschäfte kam eine förmliche Stockung.

Nicht selten schlossen viele Gewerbtreibende mitten am Tage ihre, an Käufern verödeten Werkstätten und Verkaufsläden, um von den Thürmen und erhöheten Plätzen der Stadt, wie dem Zwingerwalle und dem Brühlschen Garten, den Pulverdampf und die Gefechte auf den benachbarten Anhöhen zu beobachten. Zu jeder Tageszeit waren die hierzu geeigneten Punkte mit Menschen reichlich besetzt.

Auch mein amtlicher Geschäftsbetrieb erlitt in diesen, völlig unsichern Tagen eine gewaltige Störung. Die Sitzungen der Commerzdeputation wurden sehr selten, weil durch die mancherlei Stockungen und Hemmnisse, der gewöhnliche Kreislauf der Arbeiten bisweilen ganz zum Stillstand kommen mußte.

Der erste Deputirte derselben, der geheime Kammerrath Sahr, der, wegen des Umfangs seiner Handels- und Fabrikkenntnisse, einer seltenen Intelligenz und Klarheit des Geistes, des besten Willens nach allen Kräften zu Förderung des Guten zu wirken, und der erprobtesten Rechtlichkeit, auch vom König Friedrich August sehr hoch gehalten wurde, hatte seine

Wohnung in der Vorstadt. Es konnte jedoch leicht dahin kommen, daß eine anhaltende, gänzliche Trennung zwischen dieser und der Stadt erfolgte, und er dann in Fällen, wo sein Rath nöthig wurde, nicht zu erlangen war.

Auf eine Uebereinkunft zwischen ihm und dem Director der Deputation, damals dem geheimen Rathe Freiherrn von Gutschmid, bezog er dieserhalb mit seiner Gemahlin und der ganzen Hauswirthschaft, den Theil des Locals derselben, welcher außer den Sitzungen unbenutzt blieb. Auch das Zimmer, das ich zu meinen Expeditionen inne hatte, mußte ihm dazu eingeräumt werden. Mir blieb sonach nichts übrig, als über das Vorgefallene täglich Nachrichten einzuziehen und die etwa nöthigen Ausfertigungen in meiner Wohnung vorzunehmen.

Grade damals, wo die trostlosen Umstände der Gemüthsfassung so mächtig entgegenwirkten, würde mir ein Ueberfluß solcher Arbeiten weit willkommener gewesen sein, als der eingetretene Mangel daran. Denn für alle, mir selbst freiwillig auferlegte, ernste, wissenschaftliche Studien fehlte mir in dem Strudel widerwärtiger Vorfälle und Besorgnisse, die nöthige Sammlung eben so, wie für eine blos zum Zeitvertreib unternommene Lektüre.

Zum Glück stand mir aber doch noch ein bereits

oft erprobtes Mittel zu Gebote, mich von den vielen andringenden Uebeln unabhängig zu erhalten. Seit meinen ersten Versuchen in Arbeiten der Einbildungskraft fand ich, daß mich nichts so sicher dem Kreise der Wirklichkeit entrückte, als eben sie. Jeder neue Versuch war mir auch eine neue Bestätigung dieser Wahrheit. Allerdings kann ich sie keinesweges als eine, bei jedem Andern sich ebenfalls so beweisende, allgemeine, verbürgen. Versichern aber darf ich, daß es mir recht oft, in so mancherlei drückenden Lagen des Lebens gelungen ist, mich durch dieses Mittel in eine von ihnen völlig abgesonderte Sphäre zu versetzen und daß, sollte meinen schriftstellerischen Bestrebungen auch alles sonstige Verdienst abgehen, sie doch in recht vielen ernsten Widerwärtigkeiten wohlthätiger, als jedes andere Mittel auf meinen Geist und meine Stimmung eingewirkt haben.

Und gerade je größer in dem Augenblicke der Widerspruch der eingebildeten Welt, worin ich mich versetzte, mit meiner Stellung in der wirklichen war, je tiefer ich in die Gaukeleien des bunten Scherzes mich tauchte, desto mehr schwand die trostlose Wirklichkeit mit allen ihren Ereignissen und Unfällen aus meinen Augen, desto glücklicher pflegte ich mich von aller Erinnerung an sie losmachen zu können.

Mitten in dem damaligen Gewirr hatte ich denn

auch zu diesem Remedium gegriffen. Die dramatische Ausarbeitung eines possenhaften Mährchens sollte mir, wenigstens auf Stunden des Tages über das, in den mannichfachsten Gestalten uns angrinsende wahrhafte Elend umher, hinaus helfen. Das Mährchen hieß: Reise in's Schlaraffenland und ist später, im Jahre 1816 zu Leipzig in Druck erschienen.

Es war gerade an dem verhängnißvollen 26. August, als ich Nachmittags an meiner Posse, der zufällig selbst früher der Titel das Verhängniß zugedacht gewesen, vielleicht gerade die lustigste, Scene abgefaßt hatte. Da eilte man zu mir mit der Nachricht, herein, daß so eben in der Nachbarschaft eine Granate das Dach durchgeschlagen und bis in den ersten Stock verwüstend eingedrungen sei.

Schon mehre Mal zuvor hatte man mir berichtet, daß auf den nahen Neumarkt Kugeln gefallen sein sollten. Nunmehr vom Schreiben aufgestanden und an das Fenster getreten, nahm ich durch die Lorgnette wahr, wie so eben ein bejahrter Mann mit einem Kruge nach dem benachbarten Brunnen gehend, plötzlich zu Boden stürzte.

Mehre Personen sprangen hinzu. Vollkommen bei Sinnen, deutete der Umgefallene auf seinen rechten Fuß, der ihn am Auftreten hinderte. Eine schon gefallen gewesene Kugel, hatte, über das Pflaster an

ihn anrollend, doch noch die Kraft gehabt, ihn zu verletzen. Diese Mahnung an die Wirklichkeit war zu derb, um mir eine Rückkehr in den verlassenen Luftraum der Phantasie zu gestatten.

Für das erste nahm ich meinen Hut, um mich über den Zustand der Stadt durch eigene Anschauung zu unterrichten. Einzelne, sehr bewegte Menschengruppen ausgenommen, waren, wie ich aus dem Hause trat, der vor mir liegende Judenhof und Neumarkt und die zur Seite hinführende Straße, schon ziemlich leer. In Galopp jagte die Angst mehre Männer und Frauen drüber hin.

Einige Häuser wurden zugeschlagen, wie Abends, wenn das Horn des Nachtwächters zum ersten Male erklingt. Und auf dieselbe Weise fand ich es auch in den übrigen Straßen und auf dem alten Markte, wohin ich mich begab, um die, damals dort in einem zwischen der Schreibergasse und der nach der Kreuzkirche führenden Marktecke gelegenen Hause, ihr Lokal habende Harmoniegesellschaft aufzusuchen, weil es gerade die Zeit war, wo man sich täglich in ihr zu versammeln anfing. Aber nur etwa drei oder vier Mitglieder fand ich dort. Und da auch sie keineswegés darauf eingerichtet waren, Nachrichten dahin zu bringen, sondern, gleich mir, gedacht hatten, sich deren dort einzuholen, so konnte ich meinen Zweck so wenig

als sie den ihrigen erreichen. Das einzige, was ich, als Augenzeuge, ihnen mitzutheilen wußte, war von dem Manne, den ich, durch die matte Kugel am Fuße getroffen, hatte umfallen sehen und das war gerade nicht geeignet, die durch das fortdauernd starke Kanoniren in ihnen zunehmende Unruhe zu verscheuchen, oder auch nur zu vermindern. Endlich schien mit dem Eintreten eines Herrn in Uniform, wenn auch vielleicht kein Trost, doch wenigstens etwas Licht in der Sache aufgehen zu wollen.

Es war, wenn ich nicht irre, ein Kommandirender des damals, unter dem Titel der Nationalgarde bestehenden Bürgercorps. Alle Anwesende eilten ihm verlangensvoll, wie einer lebendig gewordenen Bildsäule der Wahrheit, entgegen. Die Mienen und Geberden der meisten Anwesenden mochten ihm sagen, daß ihr Verlangen bereits von einem starken Fieberfroste durchschüttelt werde. Desto trostreicher war seine freundliche Miene.

Aber die ihr folgenden Worte bewirkten gerade durch ihr Zuviel eher das Gegentheil. Man hatte ihn nämlich sogleich beim Eintreten mit der Frage bestürmt, ob ein unmittelbar zuvor ziemlich nahe vernommener Knall nicht von einer zersprungenen Granate hergerührt habe, und so sagte er mit behaglichem Kopfschütteln: „Sorgen Sie nicht, meine Herrn, es war

nichts, als ein Gewehr. Aus Unvorsichtigkeit des Trägers, eines Musketiers, ging es los. So eben wird er seine Prügel dafür erhalten."

Man stutzte. „Ueberhaupt" fuhr er fort, „hat sich höchstens bis in die Vorstädte, von Kugeln und Granaten etwas verirrt. In der Stadt giebt es noch nichts dergleichen." Der Referent schien wirklich in der Tageschronik um eine oder einige Stunden sich verarbirt zu haben.

Die Uebrigen sahen mich auffordernd an und so hielt ich denn mit dem, was meine Augen gesehen hatten, nicht zurück. Er war indessen von seinem Satze so fest überzeugt, daß er jene, wie er sich ausdrückte sogenannte Thatsache entweder für einen optischen Betrug erklärte, oder annehmen zu müssen glaubte, der bejahrte, vielleicht mit Schwindel behaftete, Mann könne auch wohl umgefallen sein, ohne daß man die Veranlassung in einer Kugel zu suchen brauche.

Wirklich hatte er sein Anführen so plausibel gemacht, daß, da er sonst ein Ehrenmann und seine Wahrheitsliebe durchaus nicht in Zweifel zu ziehen war, wohl Glauben damit gefunden haben würde, wäre nicht unmittelbar darauf vor unsern Augen eine Granate dicht an der, ganz nahe liegenden Marienapotheke niedergefallen.

Die mit einer so unläugbaren Urkunde belegte

Wahrheit sprengte denn mit Einem Male den kleinen Menschencirkel in der Harmonie aus einander. Jeder von uns eilte, seine Wohnung aufzusuchen.

Die Straßen waren inzwischen noch weit verödeter als zuvor. Am Hause wo ich wohnte, fand ich die Wirthin, Madame Seidelmann, die früher erwähnte ausgezeichnete Künstlerin, Gemahlin des Professors dieses Namens, in trostlosen Zustande, weil ihrer, mit dem Professor Hartmann ausgegangenen, noch sehr jungen, einzigen Tochter bei so traurigen Umständen, ein Unglück begegnet sein konnte. Wie groß war daher aber auch die Freude der zärtlichen Mutter, als, wie sie eben noch unschlüssig war, wohin sie zu nächst eilen solle, um das schmerzlich vermißte Kind aufzusuchen, dieses mit seinem Begleiter heimkehrte.

Mit beginnender Dämmerung wurde die allgemeine Stimmung immer banger. In der Wohnung des Professors Seidelmann mit dem Professor Hartmann verweilend, bemühte ich mich nur, den zuweilen auftauchenden Gedanken, sich durch Aufsuchen des Kellergewölbes vor den häufiger, als Anfangs in die Stadt fallenden Granaten zu sichern, zu widerlegen.

Ein französischer Offizier wurde jetzt gemeldet. Ein Lichtblick in der fortdauernden Dunkelheit. Es war ein Hauptmann von der alten Garde, Namens

Rasteau. Er hatte zuvor eine Zeitlang bei dem Hauswirthe im Quartier gelegen und sich mit seinem überaus würdigen Benehmen allgemeine Achtung und Theilnahme erworben.

Durch einen äußerst forcirten Marsch von der Katzbach aus Schlesien her, völlig erschöpft, bat er um ein Glas Wein, was sogleich herbeigeholt wurde. Früher eine Zeitlang Adjutant bei dem Kaiser, erzählte er eine Anekdote aus dieser Periode, die zum Belege des orientalischen Verhältnisses zwischen dem Herrscher und den ihm Untergeordneten dienen kann. Während des Aufenthalts Napoleons in dem Hause des Grafen Marcolini in der Friedrichsstadt, schliefen seine Adjutanten allezeit im Vorgemache, bis auf den Rock, der abgelegt wurde, völlig angekleidet, auf einer am Boden liegenden Matratze.

Sogleich in der ersten Nacht, welche Rasteau also zuzubringen hatte, erscholl auf Einmal, mitten in der Nacht, aus der geöffneten Thüre seines Gemachs der Zuruf: „L'empereur!" Und, wie vielleicht einst die Todten aus ihren Gräbern auf den mächtigen Posaunenruf, so fuhren sämmtliche Adjutanten von dem Lager empor, jeder nach seinem Rocke greifend.

Aber im Augenblicke schon erscheint der Kaiser selbst. „Couchez-Vous!" ruft er im Donnertone.

Und wie vom Blitz erschlagen, fällt Alles im nämlichen Augenblick wieder auf die Matratze zurück. —

Aber der wackere Rastean brachte nichts weniger als rosige Zukunftsträume mit. In Schlesien war es gar hart hergegangen. Die alte Garde hatte ungemein gelitten und er schien ihre Ergänzung durch Mannschaft aus der jungen, ihr an Erfahrung und Ausdauer weit nachstehenden, keinesweges für einen ausreichenden Ersatz zu betrachten.

Er gestand, daß er noch nie mit so weniger Zuversicht an die Spitze der ihm Untergeordneten getreten sei, als seitdem diese Menge neuer Leute dazugekommen. Offenbar schwebte die dunkle Ahnung ihm vor, daß sein seitheriges Glück mitten in den größten Gefahren, ihn verlassen habe.

Für die nächste Zeit war Ruhe sein Bedürfniß, wie sein sehnlichster Wunsch. Die ununterbrochenen Anstrengungen der letzten Tage waren allzuheftig gewesen. Kaum aber hatte er sich hierüber gegen die theilnehmenden vormaligen Wirthsleute ausgesprochen, als auch schon die Ordre an ihn gelangte, sofort das Kommando in einer, zur Vertheidigung der Stadt angelegten Schanze zu übernehmen. Die Händedrücke und Mienen, welche der würdige Mann seinen Freunden zurückließ, gaben deutlich zu erkennen, daß er sie mit Bestimmtheit für die letzten achtete.

16*

Gegen neun Uhr verstummten die, zuvor ohne Aufhören fortwüthenden Feuerschlünde. Am folgenden Tage entschied sich endlich nach dem hartnäckigsten Widerstande der Heere der Verbündeten, der Sieg für Napoleon.

Die, in den nächsten Tagen eingebrachten Gefangenen, welche auf 13000 Mann angegeben worden, wurden in vier Kirchen und auf den Brühlschen Garten einquartirt. Viele, denen alles Unterkommen sonst gefehlt haben würde, erhielten Aufnahme und Pflege vom theilnehmenden Einwohnern in den Hausfluren.

Nachstehende Schilderung des traurigen Zustandes der Stadt in jener Zeit, aus dem Werke: „Darstellung der Ereignisse in Dresden im Jahre 1813 von einem Augenzeugen" ist so charakteristisch und richtig, daß ich mich nicht enthalten kann, sie wiederzugeben.

„Die Straßen der Stadt boten fortdauernd den Anblick kriegerischer Auftritte dar. Es waren gewühlvolle Lagerplätze. Hier ward zusammengeraubtes Vieh geschlachtet, und unter den Lindenreihen in der Neustadt, wo zahllose Heerdfeuer leuchteten, von den gelagerten Kriegern das Fleisch gekocht. Dort sah man Verwundete, ohne Pflege, neben ermatteten oder gefallenen Pferden liegen, bald ausgeplünderte Landleute vom linken Elb-Ufer, die mit halbnackten Kindern auf dem

andern Ufer Zuflucht suchten, bald andre, die sich mit geretteten Zugvieh, oder mit den verschonten Ueberresten ihrer Habe ängstlich durch das wilde Gedränge von Wagen, Pferden und fluchendem Kriegsvolke auf der Elbbrücke zu schleichen suchten.

„Furchtbar war der Anblick des Schlachtfeldes, zu welchem Habsucht und Neugier zahllose Menschen trieben, sobald der Geschützdonner schwieg. Auf einem Striche von einer Meile, ringsum die Altstadt, überall erschütternde Auftritte.

„Zahllose Leichen von den vier streitbarsten Völkern unsers Erdtheils, die auf diesen Gefilden mit Erbitterung gekämpft hatten, lagen halb entblößt, oder ganz nackt und ausgeplündert, oft von gräßlichen Wunden zerrissen, von Pferden zertreten, von Wagen und Geschützen überfahren, zerstreut auf den Feldern unter blutigen Pferdeleichen, oder im Schlamme versteckt, in abgelegenen Gräben und Schluchten.

„Die meisten Todten sah man bei der Schanze am Moczinskäschen Garten, vor dem Falkenschlage bei dem sogenannten Feldschlößchen, im großen Garten und bei den Windmühlen vor dem Löbtauer Schlage. Die Leichen der Franzosen waren, wie gewöhnlich, besonders in der nächsten Umgegend der Stadt sogleich nach der Schlacht verscharrt worden, und nur die großen frisch

aufgeworfenen Hügel, oder aus der dünnen Grabdecke hervorragende Glieder, verriethen, wie verheerend auch in ihren Reihen der Tod gewüthet hatte.

„Französische Soldaten, oder gemeine Weiber schlichen über das furchtbare Todtenfeld, und nahmen selbst den blutigsten Leichen hier und da noch ein Stück des Anzuges, oder suchten nach Geld und Uhren. Alt und Jung strichen umher, Kugeln und Waffen einzusammeln, die auf dem Schlachtfelde unter zertrümmertem Kriegsgeräthe und den Ueberresten gesprengter Pulverwagen in wilder Unordnung zerstreut waren.“

„Alle Dörfer in der Nähe des Kampfplatzes hatten durch Brand oder Plünderung gelitten; was von dem rückwärts ziehenden Heere war verschont worden, plünderten und verwüsteten die nachrückenden Franzosen. Ueberall lagen die vollen Garben der reichen Ernte zerstreut, die man zu Lagerstätten oder Pferdestreu aus den Scheunen geraubt hatte; überall sah man Landleute, welche mit traurigem Blicke neben den rauchenden Trümmern ihrer Häuser standen, oder auf dem Felde die zertretenen Ueberreste der Früchte ihres Fleißes seufzend zusammen suchten, und zuweilen noch die Thüre einer Wohnung in einer umgeworfenen Feldhütte, oder den geraubten Hausrath neben dem glimmenden Kohlenhaufen eines Wachfeuers wiederfanden.“

Daß im Laufe der folgenden Ereignisse die Lage Dresdens im Wesentlichen eher noch unheimlicher, als besser werden mußte, kann Jedermann sich vorstellen.

In der zweiten Hälfte des Oktobers war die Stadt völlig getrennt von der Umgebung. Abends um 7 schon, geschah der Schluß der Thore, die früh nicht vor 9 eröffnet wurden. Der Mangel stellte sich immer unerträglicher heraus. Immer theurer und unerschwinglicher wurde das hier und da ganz fehlende Feuerungsmaterial. Zu Ende des gedachten Monats erging ein Befehl sich auf zwei Monate mit Lebensmittel zu versorgen. Wer das nicht konnte oder nicht wollte, dem stellte man frei, sich aus der Stadt zu entfernen.

Wirklich verließen auch mehre die Stadt. Doch hatte die Erlaubniß zum Auswandern kaum einen Tag bestanden, als die dazu nöthigen Päſſe verweigert wurden. Dazu befahl man, daß alle vorhandene Lebensmittel aufgezeichnet wurden und die Bewohner ihre sämmtlichen Vorräthe an Speise und Trank angeben möchten.

Soviel Strenge aber auch diese Anordnungen verkündigten, so schienen die Einwohner doch zu wissen, oder aus den zeitherigen Vorgängen schließen zu können, daß die französischen Behörden von sehr nachsichtigen Grundsätzen ausgingen.

Noch erinnere ich mich genau, daß damals allgemein die Rede im Umlauf war, einen Mann, in dessen Intelligenz und Urtheilskraft durchaus kein Zweifel zu setzen war, habe in einer so tief in's Tragische hinein spielenden ernsten Zeit der Unmuth zu dem gewagten Scherze verleitet, in die über die Vorräthe einzureichende Tabelle unter der vorgeschriebenen besondern Rubrik: Schlachtvieh, einen Kanarienvogel aufzuführen.

An Drohungen von Seiten der französischen Behörden fehlte es übrigens nicht. So soll der Graf v. Dumas laut erklärt haben, ehe müßten alle Bürger Leichen werden, ehe ein einziger Soldat den Hungertodt erleiden dürfe. Auch viele Tage nach der Schlacht bei Leipzig, erhielt sich das Gerücht in voller Kraft, daß Dresden bis auf das Aeusserste gegen die, mit dem stärksten Belagerungsgeschütz anrückenden Feinde, vertheidigt werden solle. Und in der That wurden alle hierauf hindeutende Befestigungsvorkehrungen schleunigst getroffen. Schon standen wieder die Anhöhen bei Plauen, Räcknitz und Strehlen von bewaffneten Oesterreichern besetzt.

Zugleich wurde in der Umgegend furchtbar gewirthschaftet. Häufig sah man französische Soldaten auf den Straßen stehen, welche frisch abgehauene Baum-

stämme aus dem großen Garten und vorzüglich auch aus dem Gehäge in der Friedrichsstadt, mit ihren Armen umklammernd, feilboten.

Letzteres ist durch die, fleißig wiederholte Operation um eine große Anzahl schöner Linden gekommen, ein Verlust für Stadt und Gegend von ganz anderer Bedeutung, als der durch die Sprengung der Elbbrücke bewirkte, worüber die Menschen trotz der damaligen offiziellen Erklärung, daß nur im äußersten Nothfalle dazu geschritten werden sollte, einen so gewaltigen Lärm im Voraus erhoben. War doch mit Gelde der Schade an dem, allerdings trefflichen, Bauwerke, sofort wieder herzustellen, während das Wachsthum solcher Bäume eine gar lange Reihe von Jahren erfordert.

Auch solche, die gewöhnlich den Abend in sogenannten Ressourcen zuzubringen pflegten, halfen oft bei der zunehmenden Kürze der Tage die öffentlichen Kaffeehäuser füllen, weil in ihnen der Zufluß von Neuigkeiten nicht aufhörte, obschon ihre Quellen häufiger der Lüge als der Wahrheit angehörten.

So pflegte ich mich denn ebenfalls, nicht selten, in einem solchen Hause an der Ecke der Seegasse einzufinden, und zwar schon vor der letzten, ganz unbehaglichen Periode. In einem der Zimmer und an einem Tische, wo ich gewöhnlich mehre meiner Bekannten

antraf, fiel mir unter den, mit an ihm sitzenden Fremden ein kleiner, in der Regel die eine Ecke einnehmender Mann auf. Ihm war fast immer ein anderer, grösserer zur Seite, mit dem er sich, meistentheils leise, unterhielt. Nicht selten sass er dann wieder in tiefen Gedanken und sprang oft ohne allen äussern Anlass plötzlich vom Stuhle empor, um, beide Hände in die Tasche seines braunen Fraks, so tief wie möglich hinabgedrückt, hastig im Zimmer auf- und abzugehen. Von Zeit zu Zeit blieb er drauf hier und da, wo gesprochen wurde, so stehen, als ob er davon etwas zu vernehmen wünsche. Bei näherer Betrachtung aber schien er mehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt, als auf fremde Rede neugierig zu sein. Und wie sein innerer Strom aufwogte, so verwandelte sich seine Physiognomie alle Augenblicke.

Das kleine, kluge Gesicht war fast immer ein anderes. Die dunkeln stechenden Augen zeugten von einem gewaltigen Leben und um die Lippen zuckten ihm offenbar Sarkasmen, die es bedauern liessen, dass das schweigsame Männchen sie nicht in lauten Worten von sich gab.

Zuweilen setzte er sich auch wohl auf einen, soweit als möglich, von der Gesellschaft entfernten, einsamen Stuhl, um, unbemerkt, wie er vermuthlich glaubte, sei-

nem Mienenspiele alle mögliche Zügellosigkeit, verstatten zu können.

Auf meine wiederholte Frage, nach dem seltsamen Manne, vernahm ich, es sei der Musikdirektor der Joseph Sekondaschen Schauspielergesellschaft, welche auf dem Theater am Linkschen Bade zu spielen pflegte.

Geist und Originalität sprachen sich in dem Drolligen deutlich aus. Sein gewöhnlicher Gefährte war ein Schauspieler Namens Keller, mit ihm verwandt, wie ich hörte. Die Freundlichkeit und Bildung, welche dieser Künstler darlegte, erleichterte mir das Anknüpfen eines Gesprächs mit ihm, wodurch ich zugleich die mir unvergeßliche Bekanntschaft E. T. W. Hoffmanns, (denn der kleine Mann war kein Anderer, als dieser ausgezeichnete Humorist,) um die es mir zu thun war, mit gewann.

An Hoffmann selbst fand ich, bei vielgewandtem Geiste eine ungemeine Feinheit. Er galt für einen vorzüglichen Musikdirektor und genialen Compositeur. Auch wurde ihm ein besonderes Talent im Zeichnen, hauptsächlich von Karrikaturen, nachgerühmt.

Daß ihm die Universitätsstudien und namentlich die Rechtskunde, nicht weniger als fremd waren, ging aus seinen Reden gelegentlich klar hervor. Er war damals, wie er mir mittheilte, eben beschäftigt, Fou-

qués Undine, von letzterm selbst in dramatische Form gebracht, zu komponiren und schien große Hoffnung auf den Erfolg dieser, ihm sehr willkommenen Arbeit zu setzen. Mit aufrichtigem Danke nahm ich sein Erbieten, mir den Text der Oper mitzutheilen, an.

Noch erinnere ich mich, daß er mich, besonders auch im Gedanken an die gewaltige Wirkung, welche die, auf die Gefühle der Hörer meisterlich berechnete Oper hervorbringen müsse, ganz enthusiasmirte, zumal da mehre Musikkenner mir von Hoffmanns entschiedenem Berufe sagten, den lieblichen Ideen des Dichters die angenehmsten, einschmeichelndsten Töne zu verleihen, und wie bereits erwähnt, der Kompositeur selbst schöne Erwartungen auf dieses, sein offenbares Lieblingswerk gründen mochte.

Der, später in Berlin erfolgten und oft wiederholten Aufführung hat es nicht an Beifall gefehlt. Wäre er aber mit der Hoffnung darauf nur einigermaaßen verhältnißmäßig gewesen, so würde dieser musikalischen Leistung eine ganz andere Verbreitung, als ihr zu Theil geworden, wiederfahren sein. Leider scheiterte mein sehnlicher Wunsch des längern Umgangs und der nähern Bekanntschaft mit dem höchst genialen Hoffmann, hinter dessen Satyr nicht selten eine recht einnehmende Herzlichkeit hervorblickt, an dem damals

in Dresden herrschenden Nervenfieber.*) Es warf mich nieder und raubte mir so, nicht nur die Gelegenheit zu fernerer Beobachtung der traurigen Umstände der Stadt, sondern setzte auch dem Zusammentreffen zwischen mir und Hoffmann ein Ziel.

Während Fieberphantasien mich an das Lager fesselten, entführte sein guter Genius ihn einem, inzwischen immer unheimlicher gewordenen Aufenthaltsorte. —

Wenn übrigens die Fama unsern Musiker an dem Wege, wo er ohne Zweifel sie mit ihrer Posaune erwartet, im Stiche gelassen hatte, so führte sie ihn dafür recht bald nachher, mit dem ihr eigenthümlichen Geräusch, einem andern, auf den ich damals noch keine Ahnung haben konnte, ihn je anzutreffen.

Jean Paul leitete Hoffmanns literarischen Ruhm durch eine Vorrede zu seinen Phantasiestükken in Callots Manier, ein. Kaum las ich in ihnen das höchstanziehende Mährchen, der goldene Topf, so brachte mich manches, darin Vorkommende auf die

---

*) Die Nummern 80 und 81 der Zeitschrift: „Phönix“ vom 5 und 6. April 1837 enthalten zwei Briefe Hoffmanns an Funk, worin er meiner freundlich gedenkt und auch diese Krankheit mit berührt. Mein dramatisches Mährchen in Gozzi's Manier, das er dabei erwähnt, ist die früher von mir angeführte „Reise in's Schlaraffenland.“

Vermuthung, daß es während Hoffmanns Aufenthalt in Dresden entstanden sein möchte.

Hitzigs Buch: „Aus Hoffmanns Leben," Berlin 1823, bestätigte dieses auch im zweiten Theile S. 100 und die, im Jahre 1830 von dem Pseudonymus Funk herausgegebenen Erinnerungen aus dem Leben Hoffmanns und Wetzels enthalten S. 150 fgg. einen Brief des erstern, in dem viel Interessantes über die Entstehung jenes allerliebsten Märchens gesagt wird. Ueberhaupt ergänzt dieses Werkchen manche zeitherige Lücke in den Notizen über Hoffmann auf eine recht schätzbare Weise.

Ende des zweiten Theils.

Seite 206 Zeile 11 von oben, muß heißen: „Sepiazeichnungen," statt Spezialzeichnungen.








CoLibrì
COVER SYSTEM
Made in Italy


Widener Library
3 2044 099 559 320